Die Herbstabende der Familie Bernhold

von

Caroline Reinhold.

Emma von Löffelholz

LD 5556

Die Herbstabende der Familie Bernhold.

Von
Caroline Reinhold.

Mit Kupfern.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

[ca. 1832]

1951:2847

Stadtbibliothek
Augsburg

Inhalt.

	Seite.
Die Wünsche oder das Christfest	5
Das köstliche Buch	12
Der Jahrmarkt oder das vereitelte Vergnügen	15
Folgen der Unbedachtsamkeit	17
Die Erdbeeren	19
Unrecht Gut gedeiht nicht	23
Die Unordentliche	28
Morgen, morgen, nur nicht heute! Sprechen immer träge Leute	32
Die Strickerin	35
Die Brüder	40
Der segensreiche Spatziergang	45
Das zufriedene Kind	48
Schwatzhaftigkeit stiftet viel Böses	55
Die Preisvertheilung	58
Das Scherflein der Armen	63

	Seite.
Das geopferte Huhn	66
Das Grab der Mutter	69
Der Friedensstörer	75
Pauline	79
Die geknickte Blume	84
Das liebenswürdigste Geschwisterpaar	86
Die Großtante	90
Die Weinlese	93
Der neue Hut	98
Der Glückstopf	102
Die Kartoffeln in der Schale	113
Vogel Pipi	118
Hüte dich vor dem ersten Betrug	121
Das Gewitter und seine Folgen	125
Das gute Beispiel	130

Einleitung.

Der Amtsrath Bernhold war als ein reicher Mann, und sein Haus und Garten als eines der anmuthigsten in der Gegend bekannt. Viel mehr werth als alle seine Schätze war jedoch dem zärtlichen Vater der Besitz sechs wohlgerathener blühender Kinder; und sein höchstes Bestreben ging dahin: sie zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Deshalb hielt er es für ein großes Glück, daß der Hofmeister des Gutsherrn, ein gebildeter junger Mann, der Lehrer seiner Kleinen wurde;

und daß Frau Bernhold es verstand, außer der Zeit, welche jener ihnen widmen konnte, dieselben nützlich und angenehm zu beschäftigen.

Sie hatte sich im Umgange mit manchen Familien schon überzeugt, wie bald die Kinder des Spiels überdrüssig werden, gönnte also ihren Lieblingen nur so viel Zeit dazu, als ihr zu deren Erholung nöthig däuchte. Hatten daher die vier ältesten Kinder, die in einem Alter von 6 — 10 Jahren standen, ihre Aufgaben für den Lehrer verfertigt, dann mußten die Knaben bei Garten- oder sonstigen Handarbeiten, die Mädchen beim Strickstrumpf, oder bei einem häuslichen Geschäfte ihre Kräfte üben. Auch die längern Abende durften sie nicht alleine mit leerem Getändel hinbringen; nein, Frau Bernhold trug Sorge, daß jedesmal ein paar Stunden in nützlicher Thätigkeit dahin flossen.

Der gesegnete Herbst, in welchem sie reichen Obstvorrath erhielt, verlieh der wirthlichen Hausfrau auf längere Zeit hinlängliche Gelegenheit dazu. Da gab es Pflaumen zu öffnen und zu schälen, Birnen und Aepfel zu schnitzen, und überall mußten die Kinder helfen. Zum Lohn ihres Fleißes erzählte ihnen aber die Mutter hübsche Geschichten, oder lehrte sie artige Spiele, womit sie sich theils während, theils nach der Arbeit unterhielten.

„O lieb Mütterlein! wenn ich nur die schönen Erzählungen noch öfters lesen könnte, um mir sie tief ins Gedächtniß zu prägen; sie gefallen mir gar zu wohl;" sagte das achtjährige Clärchen zu Frau Bernhold, als diese einmal wieder ein Geschichtchen zum Besten gegeben hatte, das einen besondern Eindruck bei ihr zurückließ; und Max, Emilie und Theodor stimmten dem Schwesterchen bei.

Die Mutter, sich freuend, daß ihre Mittheilungen aus der Kinderwelt die Kleinen so sehr befriedigt hatten, versprach: daß das Christkindchen ein Büchlein spenden solle, in welchem sie ihren so eben ausgesprochenen Wunsch erfüllt finden würden.

Um jedoch auch andere Kinder damit zu erfreuen; ja in dieser freundlichen Absicht übergab die Amtsräthin folgende Sammlung der leselustigen Jugendwelt.

Die Wünsche oder das Christfest.

Die Hofräthin von Tannenhain, eine reiche Wittwe, war, obwohl selbst kinderlos, dennoch eine unbeschreibliche Jugendfreundin. Wöchentlich einmal versammelte sie einen großen Kreis ihrer kleinen Bekannten um sich; dann war sie stets in ihrer Mitte, leitete ihre Spiele, und spendete ihnen mit herzgewinnender Freundlichkeit so viel des Guten, daß jedes der Kinder mit Leib und Seele an ihr hing, und die Gesellschaft im Tannenhain'schen Hause ein wahres Fest für die daran Theilnehmenden, so wie das Zurückbleiben davon die wirksamste Strafe für begangene Unarten war. Der froheste Tag im ganzen Jahr blieb jedoch der Christtag. An diesem bot die gute Frau Alles auf, ihre Lieblinge recht angenehm zu überraschen. Sie beschenkte dieselben so passend und reichlich, daß der Jubel stets aufs Höchste stieg.

An einem Nachmittag, als die Kleinen wieder um ihre Gönnerin herum saßen, lenkte diese das Gespräch auf das nahe Weihnachtsfest, und indem sie die Kinder um ihre Wünsche befragte, da — ja da kamen die Plappermühlen in vollen Gang, und es war des Plauderns gar kein Ende mehr. „Mir," rief das vorlaute Jettchen, „mir soll der heilige Christ eine große Puppe bringen; groß und schön, wie mein Schwesterchen ist; diese darf ich dann aus= und ankleiden, füttern, und eben so mit ihr umgehen, wie es unsere Kinderfrau mit meiner kleinen Emy macht. Die häßliche Alte läßt mich das nette Dingelchen kaum anrühren; aber warte nur, dann darf sie sich mit meiner Puppe auch nichts zu schaffen machen." — „Spielzeug — hm Spielzeug? — über diese Jahre bin ich nun wohl hinaus;" sprach vornehm Sophie v. Buschdorf. „Ich möchte einen neuen Anzug für den nächsten Kinderball, der den meiner Gespielinen überglänzen soll. Ferner brauche ich Mantel, Hut, Pelzschuhe und hundert andere Gegenstände, um mich recht heraus putzen zu können." — „Meine Wünsche beschränken sich auf schöne und gute Bücher;" fiel Marie ein. „Was Bücher?" versezte das dicke Tinchen. „Ich lobe mir die Süßigkeiten. Am liebsten wären mir Torten, Bonbons, Macronen, Lebkuchen,

kandirte Früchte und eine Puppe, der ich gleich den Kopf abbeißen könnte." — Bei diesen Worten lachte sie recht herzlich, und man sah ihr an, wie ihr schon jezt nach allen den Herrlichkeiten, die sie hernannte, das lüsterne Mäulchen wässerte. Die Andern folgten nun in ihren Mittheilungen; und indem jedes der Kinder seine Hoffnungen und Erwartungen aussprach, enthüllte es zugleich seine Neigungen, seinen Charakter, so daß die kluge, mütterliche Freundin richtige Blicke in das Innere ihrer kleinen Gäste thun konnte. Alle hatten sich über diese wichtige Angelegenheit geäußert, nur Therese Vorberg blieb mäuschenstille; und als Frau von Tannenhain sie darum befragte, erhielt sie folgende wehmüthige Antwort: „Ach bei uns giebt es viele, daher kleine Theile! Ueberdies war der liebe Vater krank, da erhielten Doktor und Apotheker das für Weihnachten bestimmte Geld. Gottlob, daß Väterchen wieder gesund ist! Wir wollen gerne unsere Forderungen beschränken." So sprach das gute Kind; doch die Baronin forschte weiter, und sagte: „Wenn du aber dennoch deine Wünsche entdecken sollst, was sprichst du dann?" — „Geld, recht viel Geld möchte ich!" rief hastig das Mädchen; aber gleichsam, als ob sie diese Worte bereute, senkten sich ihre blauen Augen schüchtern

zu Boden, und eine hohe Rosengluth überzog die Wangen der lieblichen Blondine. Betroffen fragte die Hofräthin: „Wozu dieses Verlangen? Doch nicht etwa um dich an dem Anblick recht vieler klingenden Münze zu weiden?“ „Nein, o nein!“ versezte rasch Therese. „Aber den Grund dieses Begehrens kann ich nur Ihnen allein entdecken.“ Und nun vertraute sie jener heimlich: daß in der Nachbarschaft eine Familie wohne, deren Mann und Vater (ein Dachdeckergeselle) verunglückt, und die Leute durch dies traurige Ereigniß in die bitterste Armuth gerathen seyen. Er hinterließ sechs unversorgte Kinder, und diese arme Waisen recht erfreuen und beschenken zu können, war der Wunsch der mildthätigen Kleinen, deren Augen sich bei der Erzählung und bei der Ueberzeugung von ihrer Unfähigkeit zu helfen, mit Thränen füllten. Ebenfalls tief gerührt umfaßte Frau von Tannenhain die Weinende, und indem sie dieselbe zu trösten suchte, sprach sie: „Sei ruhig liebes Kind! dein frommer Wille dringt zum Thron des Allmächtigen, und solches Flehen erhört Gott gerne. Gewiß wird denen, die du so aufrichtig bemitleidest, geholfen werden.“

Der lang ersehnte, festliche Abend erschien, und reges Leben verbreitete sich im Tannenhain'schen Hause.

Mit gespannter Erwartung erschienen die kleinen Gäste und flüsternd theilte eines dem andern seine Ahnungen mit. Der Thee und der treffliche Kuchen wollten nicht munden, kein Spiel kam zu Stande; Alle harrten dem Ruf der schallenden Klingel entgegen.

Endlich ertönte sie, und durch die geöffnete Thür blendete der Glanz der vielen Kerzen, welche auf den Kronleuchtern und auf den mit Geschenken beladenen Tischen angebracht waren, die Eintretenden.

Es war ein wunderschöner Anblick, den die geschmückten Tannenbäumchen, die ausgewählten Gaben, und besonders die vor Freude strahlenden hübschen Kindergesichtchen gewährten. Frau von Tannenhain rührte es tief, als ihr eins um das andere der Beglückten um den Hals fiel, und fröhlich dankte. Ja allgemein erscholl Freudengeschrei; der Geschmack eines jeden war getroffen, und keines blieb unbefriedigt als — Therese Vorberg.

Nur diese hatte gar nichts erhalten, und unfähig ihre Thränen zu verbergen, innig betrübt über die unverdiente Kränkung, wollte die scheinbar Zurückgesezte sich eben fortschleichen, als die Hofräthin sie mit dem Ruf: „Wohin Kleine?" beim Arm ergriff.

„Komm, folge mir;“ fuhr sie fort, und führte sie in ein Nebenzimmer, aus welchem der Betrübten abermals ein Lichtmeer entgegen wogte, und wo ein Tisch mit Kleidern, Spielzeug, Büchern und Naschwerk bedeckt war.

Kaum ihren Augen trauend, blickte Therese zweifelhaft vor sich hin; aber die edle Jugendfreundin sprach: „Siehe deinen Wunsch hier erfüllt; genüge nun deinem wohlthätigen Herzen, und vertheile diese Gaben unter deine Günstlinge.“

Auf einen Wink erschienen die sechs Waisen, und Therese, ihr hülfreicher Engel, wurde von den freudig Ueberraschten mit Dank und Segenswünschen überhäuft.

Jene aber sank mit sprachlosem Entzücken der verehrten Freudengeberin an das Herz, und konnte lange nur durch stumme Liebkosungen ihre Gefühle an den Tag legen.

Als die Armen sich entfernt hatten, fragte Frau von Tannenhain Theresen:

„Bist du denn zufrieden? Dir selbst wurde ja gar nichts zu Theil?“

„O ich bin überglücklich!“ rief, noch von dem Gefühl, Unglückliche erfreuen zu können, ergriffen und begeistert,

das Mädchen, und eine wahre Seligkeit leuchtete aus ihren Augen, indem sie die Hand der Baronin mit Küssen bedeckte. Doch leztere sprach:

„Ein Andenken an diesen Abend mußt du doch erhalten;“ und in einem dritten Zimmer empfing die tieffühlende Kleine eine reiche Bescherung. Manchem Wunsch, manchem Bedürfnisse, worüber sie sich nie auszusprechen gewagt hätte, wurde hiedurch begegnet; und — was ihr Glück erhöhte — die Gespielinen gönnten ihrer Freundin die Belohnung ihrer edlen Gesinnungen und freuten sich innig mit ihr.

Erst spät verließen die Kinder die Wohnung ihrer Wohlthäterin, deren Güte zu verdienen sie sich Alle vornahmen. Besonders aber blieb es für Theresen eine süße Pflicht, die Wünsche der hochverehrten Frau zu erspähen, um zuweilen einen derselben erfüllen zu können.

Dieses Bestreben wurde anerkannt, und Therese konnte sich noch in spätern Jahren und in jedem Verhältniß der ausgezeichneten Liebe der Hofräthin erfreuen.

Das köstliche Buch.

Der muntere, siebenjährige Fritz hatte in Folge seiner Lebhaftigkeit und seines flüchtigen Wesens, das ihn kaum zwei Minuten auf einer und derselben Stelle aushalten ließ, bisher durchaus keine Lust zum Lernen gezeigt; und ob gleich es ihm nicht an Fähigkeit fehlte, so konnte er kaum die ersten Buchstaben im Alphabet richtig nennen.

Diese geringen Fortschritte betrübten den Vater, der selbst ein Gelehrter war, und von dem Sohn mehr Hoffnungen gehegt hatte, recht sehr; aber alle Ermahnungen gingen bei dem kleinen Wildfang zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinaus. Da kam er einst zufällig in des Vaters Studierstube, und auf dem Tisch ein großes, dickleibiges Buch bemerkend, blätterte er es neugierig auf.

Ha, was erblickte er! — Pferde, mehrere Männer in faltigen Gewändern, mit fremdartiger Kopfbedeckung, welche Spieße, Roßschweife und dergleichen in Händen hielten. Im Hintergrunde war eine Stadt zu sehen, die mit Thürmen und Kuppeln prangte, und Alles war herrlich gemalt, und glänzte, als wären manche der Gegenstände von ächtem Silber und Gold.

Aufgeregt von diesem schönen Bilde, wollte Fritz auch eine Erklärung desselben haben, und rief:

„Vater, Vater! sage mir doch, wer sind denn diese Männer? Eine solche Kleidung habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen!“ —

Der Professor, der vertieft in seine Bücher am Arbeitstische saß, verließ indessen doch denselben, und näherte sich seinem, im Anblick der fremden Gegenstände versunkenem Sohne, nahm aber, statt ihm die gehoffte Erläuterung zu geben, das schöne Buch, legte es auf sein Bücherfach, und sagte im ernsten Ton:

„Mit nichten mein Fritzchen, wer nicht lesen kann, und nicht einmal strebt, es bald zu lernen, soll sich auch nicht an diesen Bildern ergötzen. So wie du die Beschreibung davon selbst lesen kannst, erhältst du das Buch wieder, und wirst dann noch gar manches Hübsche darinnen sehen.“ — Verlegen blickte Fritzchen den Vater an; doch er kannte diesen, und wußte wohl, daß, wenn derselbe einmal ein Machtwort gesprochen hatte, keine Bitten mehr fruchteten. Der Knabe schlich sich fort, aber das köstliche Buch kam ihm nicht aus dem Sinn; ja die Hoffnung, es wieder in die Hand zu bekommen, feuerte seinen Lerneifer an, und in wenigen Monaten konnte er

wirklich richtig und fertig lesen. Eines Abends bat er den Vater, nun seine Kenntnisse zu prüfen, und es geschah zur vollkommenen Zufriedenheit desselben; daher wagte auch Fritzchen eine Erinnerung an das ihm gegebene Versprechen. — Er wurde zwar zur Geduld verwiesen, aber am folgenden Morgen lag das ersehnte Buch auf dem Tische und Fritzchen erhielt es nicht nur zur Ansicht, nein sogar zum Geschenk. Manche Stunde vergnügte sich der Kleine an den Abbildungen der verschiedenen Nationen, die sich darinnen befanden, denn außer den schon beschriebenen Türken und der türkischen Hauptstadt Constantinopel waren noch Griechen, Franzosen, Engländer, Teutsche, selbst Bewohner anderer Erdtheile, alle in ihrer Ländertracht, treu nach der Natur gemalt, zu erblicken. Vorzüglich aber freute unsern Fritz die Möglichkeit, sich selbst die nöthige Aufklärung geben zu können; ja er bekam dadurch große Lust zum Lesen, und da seine Wißbegierde einmal rege gemacht war, erweiterten sich seine Kenntnisse täglich und er wurde bald einer der ersten Schüler in seiner Klasse. Oft segnete der Vater den glücklichen Zufall, der seinem Fritz das köstliche Buch in die Hände gespielt hatte.

Der Jahrmarkt oder das vereitelte Vergnügen.

Frau von Schornhorst hatte ihren Kindern versprochen, sie am nächsten Sonntag auf den Jahrmarkt nach Blumenau, einem ihrem Wohnorte nahgelegenen Städtchen, zu führen. Diese Zusage veranlaßte große Freude bei den Geschwistern; aber ach, das Vergnügen wurde im vollen Sinne des Wortes zu Wasser! Mit trüben Mienen sahen die Kinder, als sie an dem ersehnten Tage erwachten, den mit Nebel umflorten Himmel, und als sich endlich der Regen in Strömen ergoß, da vermehrte sich ihre Trauer; denn nun war an die Farth nach Blumenau nicht zu denken. Besonders wollte sich Oskar durchaus nicht beruhigen, er murrte gegen den lieben Gott, ließ seiner übeln Laune gegen Mutter und Schwester freien Lauf und betrug sich überhaupt so unartig, daß er endlich zur Strafe in eine finstere Kammer verwiesen wurde, wo er den Nachmittag zubringen mußte. Ganz anders benahm sich Therese, Oskar's sanftes Schwesterchen; zwar schmerzte auch sie der vereitelte Genuß und mit schwimmenden Augen blickte sie anfangs in die grauen Wolken, jedoch sie ermannte sich bald, holte ihr kleines Kochgeräthe, so wie ihre Puppe herbei,

und suchte sich durch ihr Lieblingsspielzeug die Grillen zu vertreiben. Die Mutter bemerkte wohlgefällig dies lobenswerthe Betragen und wollte ihr Töchterchen dafür belohnen. Reichlich füllte sie die Küche mit getrockneten Früchten, Bonbons, Zucker und Chocolade, und beschloß sogar selbst zur Unterhaltung Theresens beizutragen, und die in ihrer Jugendzeit vielfach geübte Kochkunst aufs Neue zu erproben. Mit Entzücken vernahm das Mädchen diesen Entschluß, und pfeilschnell verstrich ihr an der Seite der gütigen Mutter der Nachmittag. Nur das Andenken an den Bruder trübte ihre Freuden. Einigemal hatte sie schon, wiewohl vergeblich, für ihn gebeten und ihm zu einiger Entschädigung einen großen Theil ihres Naschwerks aufgespart. Als nun der übrige Vorrath in manches zierliche Gericht umgewandelt und verzehrt war, dankte Therese der Baronin mit süßen Worten und Liebkosungen für das ihr verschaffte Vergnügen; bat aber auch wiederholt für Oskar. Endlich wurde ihr Verzeihung für ihn bewilligt. Reuevoll erschien der Knabe. In der Einsamkeit hatte sich sein Ungestümm besänftigt, und als er hörte, wie angenehm seiner Schwester die Zeit, die er traurig zugebracht hatte, verstrichen war, da schmerzte ihn doppelt sein ungeeignetes

Betragen, und unter bittern Reuethränen gelobte er Besserung. „O mein Sohn! halte dein Versprechen; du ersparst dir manche trübe Stunde!“ sprach die Mutter; „ja meine Kinder,“ fuhr sie fort, „es ist höchst wichtig, sich frühzeitig in kleine Entbehrungen ruhig fügen zu lernen, sonst werdet ihr unfähig, größere Prüfungen, welche Gottes Rathschluß euch einst auflerlegen kann, würdig zu ertragen; ihr verfehlt dann die zeitliche und ewige Bestimmung und verbittert euch und Andern das Leben.“

Folgen der Unbedachtsamkeit.

Dem kleinen Lottchen gereichte es zum größten Vergnügen, bei häuslichen Geschäften irgend eine Handreichung leisten zu können. Ihr liebster Aufenthalt war daher die Küche, wo man sie auch wirklich zu manchem kleinen Dienst gebrauchen konnte. Dies wäre wohl schön und gut gewesen, hätte sie es nur bei solchen Arbeiten bewenden lassen, die ihren Kräften angemessen waren; allein sie ging darinnen immer weiter und manche Unannehmlichkeit, manchen Schaden veranlaßte sie durch ihren übertriebenen Diensteifer. Besonders zog eine

solch' voreilige Handlung einmal ihr selbst große Schmerzen zu. Die Köchin hatte am Mittage die Suppe angerichtet, und ging nur einen Augenblick ins Nebenzimmer. Da kam Lottchen in die Küche. „Ei,“ dachte sie, „ich will auch einmal das Auftragen probiren, wie wird der Vater meinen Fleiß loben!“ Gedacht, gethan! sie nahm wirklich die heiße Suppenschüssel in die kleinen Händchen, allein diese konnten weder lange die Hitze, noch die ungewohnte Last ertragen, und, o Himmel! kaum war sie über die Thürschwelle getreten, so lag die Schüssel auf dem Boden und die Füßchen wurden mit der heißen Brühe begossen. Der Fall und das Geschrei Lottchens rief die Eltern und die Magd herbei; man trug jene in die Stube, zog ihr die Strümpfchen aus, aber mit diesen ging auch die zarte Haut herab. Die Kleine mußte viele Schmerzen leiden und konnte, trotz der schnell angewandten ärztlichen Hülfe, mehrere Wochen lang das Zimmer nicht verlassen. O wie oft bereute sie ihre Unbedachtsamkeit. Die gute Folge dieses Ereignisses blieb indessen nicht aus. — Lottchen wurde von nun an vorsichtiger.

Die Erdbeeren.

Hand in Hand wandelte das blühende Geschwisterpaar, Anton und Lieschen, dem nahen Walde zu, um saftige Erdbeeren als Labsal für die leidende Mutter zu holen. Anton hatte die Schwester dazu aufgefordert, und gerne folgte diese, denn beide Kinder liebten die theure Kranke innig, und es betrübte sie oft, nichts zur Linderung ihrer Schmerzen beitragen zu können. Das Glück war heute den Suchenden günstig. Im Dickichte des Forstes glänzten ihnen die erwünschten purpurrothen Früchte in Menge entgegen, und bald war das mitgenommene Gefäß damit angefüllt.

„Hättest du doch ein Körbchen mitgenommen; in das meinige geht kein Beerchen mehr, und siehe, ich habe noch eine ganze Hand voll, diese müssen wir nun wohl selbst verzehren;“ so sprach das Mädchen; „komm Brüderchen,“ fuhr sie fort; „komm, wir setzen uns hier ins weiche Moos, gönnen uns ein Viertelstündchen Ruhe, und neugestärkt eilen wir dann nach Hause.“ Dies geschah. Die Kinder wählten sich unter der nächsten Eiche ein schattiges Plätzchen, und kosteten mit Wohlbehagen die erwähnten übrigen Früchte. Es war lieblich

anzuschauen, wie die Kleinen sich traulich umschlungen hielten. Lieschens Hand faßte die Beeren, und Anton steckte bald der Schwester, bald sich selbst eines davon in Mund. In demselben Augenblick ging ein Fremder vorüber, welcher durch den anständigen Gruß der Geschwister aufmerksam gemacht, die anmuthige Gruppe wohlgefällig betrachtete. „Ei!“ rief er, auf den Korb blickend, aus welchem die Beeren zwischen grünen Blättern appetitlich herausschauten; „ei, ihr habt heute den Wald recht geplündert, laßt euch die Ausbeute gut schmecken.“ „Wollt ihr mitessen, lieber Herr?“ fragte das Mädchen, sprang auf und reichte ihren Vorrath hin. Dankbar griff jener zu; doch Anton zupfte die Schwester am Röckchen und flüsterte: „du albernes Ding! vergißt ja die Mutter.“ „Nu, nu!“ zürnte diese, „kleiner Ungefälliger! der Herr wird nicht alles nehmen, und wenn auch, so wäre der Schade zu ersetzen.“ So leise auch die Kinder redeten, so wurde doch des Knaben Widerspruch Herrn Blumthal, so nannte sich der freundliche Mann, bemerkbar, und gegen Lieschen eine abweisende Bewegung machend, entschied er: „nein, nein! ich will keinen Zwist zwischen euch veranlassen; lieber entsage ich dem Genuß, den mir das Anerbieten der guten Kleinen

außerdem gewährt haben würde.“ Nach diesen Worten wollte der Fremde weiter gehen; doch Anton, ihn zurückhaltend, sprach: „lieber Herr, glaubt nur etwa nicht, daß ich geizig sei; nicht meinetwegen, nein aus Rücksicht für die kranke Mutter, die auf dem Schmerzenslager nach Erquickung schmachtet, schmälte ich mit der Schwester.“ Ausgesöhnt durch dies offene Bekenntniß forschte Herr Blumthal weiter, und erfuhr: daß Anton und Lieschen die Kinder einer Taglöhnerswittwe seien, welche seit mehrern Monden sich der Gesundheit beraubt sahe. Durch Erkältung und Schrecken hatte sie sich bei einer im Dorfe ausgebrochenen Feuersbrunst eine heftige Krankheit zugezogen, und konnte noch das Bette nicht verlassen. Da sie nichts mehr zu verdienen im Stande war, fand sie sich gezwungen, ihre wenigen Habseligkeiten zu verkaufen, und mußte nun von der Mildthätigkeit Anderer zehren. „Welcher Arzt behandelt denn eure Mutter?“ fragte der Fremde, dessen liebevolle Annäherung die Kinder ganz treuherzig gemacht hatte. „Ach!“ entgegnete das Mädchen, „der Wundarzt besucht wohl die Kranke, aber seine Verordnungen nützen ihr nichts.“ „Nun wohl, so will ich meine Kunst an ihr versuchen,“ sagte Hr. Blumthal, „denn wißt, ich bin auch Arzt. Führt mich gleich in

eure Hütte.“ Entzückt hingen sich die Geschwister an den Arm des Doktors, und ihr freimüthiges Geplauder, von einer guten Denk- und Handlungsweise zeugend, befestigte diesen noch mehr in dem Entschluß, sich der Nothleidenden zu erbarmen; er fand die Arme zwar schwach, doch nicht gefährlich krank, — und die nahrhaften Speisen, so wie einige Arzneimittel, welche der wohlthätige Mann sandte, brachten bei der Leidenden die erwünschte Wirkung hervor; der Arzt fand sie beim zweiten Besuch merklich besser, und da er seine thätige Unterstützung fortsetzte, so genoß er bald die Freude, die sorgsame Mutter seiner kleinen Günstlinge gerettet zu haben. Eine Sammlung, welche Herr Blumthal unter seinen Bekannten veranstaltet hatte, und die sehr reichlich ausfiel, half den dringendsten Bedürfnissen der Familie ab; die täglichen bestritt aber nun wieder der Erwerb der fleißigen Hausfrau, und dem Mangel, der in jenem Hause so bitter gefühlt wurde, war nun auf immer gesteuert. — In der Folge kam Anton durch die Fürsorge des Arztes bei einem Drechsler in die Lehre, und Lieschen, die ihrem Wohlthäter mehrere Jahre Dienste geleistet, und sich dann an einen wackern Schullehrer verheirathet hatte, wurde das Glück zu Theil, ihrer

Mutter einen sorgenfreien Lebensabend bereiten zu können. Oft wenn beide Geschwister, im traulichen Stübchen sitzend, sich über ihr früheres Geschick besprachen, erkannten sie innig dankbar die Güte, Allmacht und Weisheit Gottes, in dessen Hand das kleinste Mittel die größte Noth zu heben vermag. Ja einige Erdbeeren gaben Veranlassung, das Lebensglück dieser braven Leute zu gründen.

Unrecht Gut gedeiht nicht.

„Ich begleite dich heute Konrad, ich muß einen Brief von dem Vater zu dem Hofrath H. tragen und bin froh, wenn ich den weiten Weg in Gesellschaft machen kann," so rief Udo einem seiner Kameraden, der in seiner Nachbarschaft wohnte, nach beendigter Lehrstunde zu. Jener aber entgegnete lebhaft: „Du gehst zum Hofrath, du kommst in dessen schönen Garten; o, ich bitte dich, liebster Udo, nimm mich mit hinein, ich werde dich nicht in Verlegenheit bringen; nein, ich bleibe bei den herrlichen Blumen und bin glücklich, diese in der Nähe beschauen zu können." Der Gefährte willigte ein, und bald sah sich Konrad am Ziel seiner Wünsche. Dieser war ein

leidenschaftlicher Blumenfreund, und jeden Kreuzer, den er erhalten konnte, verwandte er zum Ankauf von Samen und Pflanzen, welche er dann im elterlichen Hausgärtchen einsenkte, und mit vieler Liebe pflegte. Der Vater, ein arbeitsamer Landmann, in einem der Stadt nahe gelegenen Dorfe lebend, begünstigte diese brodlose, zeitraubende Liebhaberei nicht, und schmälte, wenn die nachsichtigere Mutter bisweilen ein Schärflein dem Sohne opferte. Auf diese Weise waren also dem kleinen Natursohne Florens Kinder nur sparsam zugetheilt, und sehnsüchtig blickte er oft durch das eiserne Gitterthor, welches erwähnten Garten von der Straße trennte, nach den kostbaren Blumen, welche dort in Töpfen und auf den Beeten prangten. Voll inniger Lust wandelte nun Konrad unter jenen Schätzen durch die mit Kies bestreuten Gänge, und bewunderte hier eine kupferfarbene Levkoje, dort einen üppich blühenden Rosenstrauch, weiter hin die seltensten Nelken von verschiedenen Farben, duftende Reseden, bunte Ranunkeln und Scabiosen, wohlriechende Lilien und noch viele andere theils bekannte, theils fremde Gewächse. In das Anschauen vertieft schritt er sinnend weiter und gelangte bald in den hintern Theil des Gartens, wo zwischen Stauden und hohem Buschwerk verschlungene Pfade zu

Lauben, Tempeln und künstlich nachgemachten Ruinen führten. Auf einem solchen Weg kam Konrad zu einer mit glänzenden Muscheln ausgelegten Grotte, in welcher ein Meergott seine Wasserstrahlen hoch in die Luft warf; im Herabsenken aber besprengten diese zuweilen die Röschen, welche das Becken des Springbrunnens begränzten. Jene Blumen waren jedoch von ganz besonderer Art; denn anstatt der ihnen sonst eigenthümlichen Dornen umgab hier grünes, weiches Moos die zarten Stengel, so wie die Kelche der Knospen. „Ach hätte ich doch nur einen Rosenstock, wie ich deren an diesem Orte so viele sehe!" so seufzte der Blumenfreund; und dieser sich immer lebhaft regende Wunsch verführte ihn endlich, gegen seine Grundsätze zu handeln. „Was zauderst du?" flüsterte die sein Gewissen betäubende Begierde; „benütze den Augenblick, wo dich niemand bemerkt, was schadets auch? dem Hofrath bleiben noch eine Menge Rosen, und dir würde ein einziges Pflänzchen so große Freude machen." Konrad strauchelte, blickte lüstern auf das niedliche Blümchen, kniete nieder und — der Diebstahl war geschehen.

Zwar klopfte dem Kleinen das Herz, als er den Raub sorgfältig in seinem Bücherränzchen verbarg; zwar rannte

er spornstreichs durch den Garten, und erschrack heftig, als ihm Udo am Ende desselben entgegen kam; allein er äußerte seine Angst nur durch einen dem Gespielen hastig hingereichten Händedruck; dann eilte er davon. — „Haben dich die Blumen toll gemacht?“ rief jener, und schaute erstaunt ihm nach; indessen nichts Arges dabei denkend, ging Udo nach Hause.

Auch Konrad erreichte seine Wohnung und sein erstes Geschäfte war, das entwendete Gut, über welches er sich, trotz seiner Schönheit, nicht von Herzen freuen konnte, dem Schoos der Erde anzuvertrauen. Er hatte den Rosenstock an die beste Stelle seines Gärtchens gesetzt, und besprengte ihn täglich mit frischem Quellwasser. Demohngeachtet gewann er bald ein trauriges Ansehen und nach kurzer Zeit war er ganz verdorrt. „O,“ seufzte Konrad, als er sich von dem Hinwelken seines Lieblingspflänzchens überzeugte, „o hätte ich dich an deinem frühern Platze stehen lassen! du blühtest noch frisch und schön und mein Herz wäre frei von Schuld!“

Der Vater, der hinter einer Hecke arbeitete, hörte dies Selbstgespräch und begann nun mit einem scharfen Verhör, in welchem der erschrockene Knabe stotternd sein Vergehen bekannte.

Die herzliche Reue des kleinen Sünders milderte zwar den Zorn des strengen Vaters, doch blieb er, trotz aller Bitten, fest bei dem einmal ausgesprochenen Befehl: daß Konrad ihn zum Hofrath begleiten, und dort sich selbst anklagen solle. Zitternd und weinend betrat der Knabe den Garten, der ihm ehedem ein Paradies gedünkt hatte; bebend gestand er seine Schuld und flehte um Verzeihung.

Der Hofrath, ein freundlicher, liebreicher Mann, hob den Knienden auf, ermahnte ihn jedoch ernst und eindringend, in Zukunft auf der Bahn der Tugend und Rechtlichkeit zu wandeln. „Ich hoffe," so sprach er, „daß dies deine letzte unrechtmäßige Handlung seyn werde und in der Voraussetzung, so wie aus Rücksicht auf deinen wackern Vater, sichere ich dir für jetzt Verzeihung zu — bleibe deinen Versprechungen treu, folge den Lehren deiner Eltern, dann wirst du auch das Wohlwollen, welches ich für sie hege, mit ihnen theilen."

Leichten Herzens verließ Konrad den verhängnißvollen Ort und nie mehr befriedigte er seine Neigung auf Kosten der Ehrlichkeit.

Die Unordentliche.

„Hulda, Hulda! so willst du doch nicht bei Frohbergs erscheinen?“ fragte Frau von Rothheim ihre Tochter, die sich eben bei ihr verabschieden wollte, um der Geburtstagsfeier einer ihrer Freundinen beizuwohnen.

Der Grund dieser mißbilligenden Aeußerung lag in des Mädchens unordentlichem Anzuge; denn denkt, liebe Leserinen, die Hände der Kleinen waren noch mit Dinte beklekst, ihre Nägel nicht abgeschnitten, die Strümpfe schmutzig, die Handschuhe zerrissen, die Schuhe eingetreten, und der übrigens ganz reine Kragen sah so verkrüppelt aus, als ob Hulda damit in den Federn gelegen wäre; überdies hingen die Haare ungekämmt um den Kopf und über die Stirne; und an dem Munde bemerkte man noch die Spuren des Mittagessens.

Nun könnt ihr wohl begreifen, warum die Mutter schmälte; um so mehr, wenn ihr hört, daß Hulda schon ihr zwölftes Jahr erreicht hatte; Ihr wisset ja recht gut, daß man sich schon in früher Jugend an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen muß, und daß diese Tugenden eine große Zierde des Mädchens sind.

Eilig holte nun die zürnende Frau Seife und Kamm, und begann selbst die Umwandlung der Unreinlichen. Diese stieß freilich dabei manchen Schmerzensschrei aus, denn der Schmutz saß fest am Körper und die Haare waren sehr verwirrt.

Der Unwille der Mutter wuchs indessen, als sie nach Beendigung des schweren Geschäfts für einen andern Anzug sorgen wollte, und nun in Hulda's Kommode die grenzenloseste Unordnung erblickte.

Hier lag ein angebrochener brauner Lebkuchen auf einem kostbaren rosaseidenen Halstuche, daneben umwand ein aufgerolltes Band die zum Ballen zusammengedrückte neue Schürze; dort in einer Ecke stack die mühsam gestickte Arbeitstasche von den beim lezten Besuch eingesteckten Pflaumen befleckt, und über, so wie unter genannten Gegenständen befanden sich Strümpfe, Schuhe, Hemden, andere Putzsachen, Bücher, Federn u. dgl., und alles war so ganz aus der Form gebracht und veranlaßte ein solch buntes Gewirre, daß Frau von Rothheim nur mit Mühe die gewünschten Gegenstände finden konnte.

Eine lange Strafpredigt erfolgte von Seite der Mutter, doch fruchtete sie bei dem leichtsinnigen Mädchen wenig; Hulda gedachte ihrer nicht mehr, als sie das elterliche

Haus verlassen hatte; jedoch leider wurde sie bald wieder auf schmerzliche Weise daran erinnert.

Helene Frohberg hatte, nebst vielen ausgesuchten Geschenken, auch ein Buch bekommen, das unterhaltende Erzählungen enthielt und mit schönen Bildern verziert war. Hulda, die viel Gefallen daran fand, bat, nachdem sie dasselbe durchblättert hatte, ihr jenes bei Gelegenheit zu leihen.

„Du kannst es gleich mitnehmen,“ erwiederte die gefällige Gespielin, „laß mich nur vorher die Mutter um Erlaubniß bitten, ohne deren Willen darf ich nichts weggeben,“ mit diesen Worten eilte Helene ins Nebenzimmer. „O Kind, ich warne dich, diesem unordentlichen Mädchen Etwas anzuvertrauen,“ sagte ihre Tante, welche zugegen war; „meine Emilie lieh ihr auch vor einiger Zeit ein theures Strickmuster, das selbst nicht ihr Eigenthum war. Nach mehrmaliger Erinnerung von Seite meiner Tochter erfolgte endlich die Zurückgabe; doch ach, in welchem Zustande sahen wir es wieder! — Die Farben der Blumen waren vor Schmutz kaum mehr zu erkennen, und auf dem äußern weißen Rande befanden sich überall Risse und Flecken; kurz, ich mußte ins Mittel treten, und der Besitzerin des Tupfes den Schaden er-

setzen.“ „Wenn dem so ist, so verweigere ich deiner Bitte meine Einwilligung,“ entschied Frau Frohberg und Helene bemühte sich, der Freundin die abschlägige Antwort so schonend als möglich zu ertheilen. Sie lispelte kleinlaut: „die Mutter erlaubt nicht, daß ich das Buch schon jetzt aus den Händen gebe.“ „Ich würde es auch so machen,“ rief die kleine vorlaute Line. Am wenigsten bekäme es die unordentliche Hulda; weißt du noch Emilie,“ fuhr sie fort, „wie es damals mit dem Strickmuster ging?“ — Alles schaute auf Hulda, die beschämt die Augen niederschlug und durch einen Thränenstrom ihr gepreßtes Herz erleichterte. Die Freuden, welche sie diesen Abend zu finden hoffte, waren für sie verloren, und sobald als möglich eilte sie nach Hause.

Dort fiel sie ihrer Mutter um den Hals und schluchzte: „du hattest recht mit deinen Verweisen, vergieb, ich will mich bessern. O nimm es nur in Zukunft recht streng mit mir, wenn ich meinem Vorsatze, ordentlicher zu werden, nicht immer getreu bleiben sollte!“ —

Nun folgte die Erzählung des Vorgangs.

Den kommenden Tag aber räumte Hulda mit vieler Mühe Schrank und Schubladen auf, und nie traf man in diesem mehr die frühere Zerrüttung an. Bald über-

zeugte sich das Mädchen von dem großen Nutzen der Ordnungsliebe, und immer mehr eignete sie sich dieselbe an.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute.

Herr Wildheim hielt bei seinen Kindern strenge auf Fleiß und Arbeitsamkeit; keine Lehrstunde durfte um irgend eines Vergnügens willen versäumt werden, und hörte er, daß eine Aufgabe entweder gar nicht oder mangelhaft geliefert worden sei, so wurde ein solches Vergehen hart bestraft. Max und Lorchen, den Willen des Vaters kennend, handelten darnach; nicht so Vetter Moritz, der von seinem Vater, einem Landgeistlichen, vor kurzem unter die Obhut des Oheims gesetzt ward, um sich in der Stadt die zu seinem künftigen Berufe nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Jener war ein lebhafter Knabe und da er auf dem Dorfe sich an Ungebundenheit und an die Spiele im Freien gewöhnt hatte, so wurde ihm schon das lange Sitzen in der Schule unerträglich, noch lästiger war es ihm aber, wenn er sich gleich nach derselben mit Fertigung seiner Aufgaben beschäftigen sollte.

So folgte er auch heute nicht dem guten Beispiel, das Max und Lorchen ihm gaben, und statt wie jene eifrig zu arbeiten, belustigte er sich auf eine seiner Neigung angemessene Weise. Noch saßen die Kinder am Schreibpulte, als Herr Wildheim ins Zimmer trat. „Recht so, meine Lieben!" sprach er freundlich und beschaute prüfend die Hefte der Kleinen, bedeutungsvoll jedoch auf Moritzen's leeren Platz schauend, fuhr er ernster fort: „wo ist denn aber der faule Bursche wieder?"

Ein Blick aus dem Fenster beantwortete seine Frage, denn der Vermißte führte so eben im Hofe mit vieler Geschicklichkeit einen Schneemann auf. „Moritz, Moritz, denke an die Erlernung deiner Lektion, du könntest es sonst bereuen!" warnte nachdrücklich der Oheim.

„Onkelchen, da habe ich ja morgen den ganzen Sonntag!" antwortete der Leichtsinnige und spielte sorglos weiter. Dies verdroß Herrn Wildheim, der nun das Fenster schloß und halb laut sprach: „schon gut, du kannst dann morgen auch zu Hause bleiben; dem Patron ist eine solche Strafe heilsam!" Der gutmüthige Max, den Sinn dieser Worte errathend, begab sich sogleich zu dem Vetter und bat denselben wiederholt, daß er den Vater nicht erzürnen möchte, ja er theilte jenem

sogar dessen Aeußerung mit, allein er predigte tauben Ohren. „Laß mich nur machen,“ entgegnete Moritz, „wenn wir auch am Nachmittage allenfalls eine Lustparthie vorhaben, so bleibt uns am Vormittage Zeit genug zur Arbeit.“

Wie mangelhaft wurde indessen dieser Vorsatz ausgeführt!

Die drei Kinder mußten alle Sonntage dem Gottesdienste beiwohnen, dies war Gesetz im Wildheim'schen Hause; und also erst nach der Kirche begann Moritz endlich das für ihn so schwere Geschäft, aber kaum hatte er die Feder in die Hand genommen, als er ausrief: „Horch! was war das?“ die Wachparade zog mit Musik an dem Hause vorüber.

Nun vergaß der flüchtige Knabe alles, was er noch zu thun hatte, sprang die Treppe hinab, und spornstreichs gings zur Hauptwache.

Erst Mittags erschien er wieder zu Hause.

Während des Essens erschrack jedoch Moritz heftig, als der Oheim die inhaltschweren Worte sprach: „in wenigen Minuten wird ein Schlitten erscheinen, in welchem ich zum Pfarrer nach Linderode fahren will. Max und Lorchen dürfen mich zur Belohnung für ihren Fleiß

begleiten. Du aber Moritz, der du gestern meine Ermahnungen nicht beachten mochtest, bleibst zu Hause und bereitest dich gehörig auf deine Lehrstunden vor." Sowohl die Versprechungen und Klagen des Neffen, als die Bitten der eigenen Kinder, vermochten nicht, Herrn Wildbergs ausgesprochenen Willen zu ändern; es blieb bei dem strengen Ausspruch. Schnell und angenehm verstrich für Max und Lorchen, traurig für Moritzen der Nachmittag.

Die Erinnerung an jene trüben Stunden wirkte jedoch wohlthätig auf die Besserung des Letzteren, und vermochte ihn später oft zur Besiegung seines alten Fehlers.

Die Strickerin.

Ihr meine fleißigen Leserinen, die ihr so flink die Nadeln rührt, werdet wohl kaum glauben, daß ich euch die Wahrheit erzähle, wenn ihr Folgendes hört und daraus schließen müßt, wie wenig die zehnjährige Marianne euch in dieser Hinsicht glich.

Ach! alle die Stunden, welche der Schulunterricht nicht ausfüllte, brachte sie damit zu, die geringe Auf-

gabe, welche ihr die Mutter zur Förderung ihres Strickstrumpfes gab, zu lösen; kaum blieb ihr am Abende ein Viertelstündchen zu willkührlicher Benützung übrig.

Aber wie kommt dies? werdet ihr fragen.

Folgt mir nur im Geiste in Mariannens Gartenlaube, dort sitzt die Träge in der nachlässigsten Stellung; der Strickzeug ruht in ihrer Hand, die Stricknadel dient zum Zahnstocher, und die Augen starren auf den Boden, auf welchen sie mit den Füßen Figuren zeichnet. So konnte sie Viertelstunden lang sitzen, und weckte auch der Mutter ernster Ruf sie aus ihren Träumen, so versank sie bald wieder in dieselben, oder wenigstens in eine ähnliche ungeziemende Lage. Die Ermahnungen und körperlichen Züchtigungen fruchteten so wenig, als die mannigfaltigen Entbehrungen, welche ihre Faulheit ihr zuzog; erst nach langer Zeit besiegte ihr gutes Herz diesen Fehler.

Mariannens Vater, der als Arzt in einem Landstädtchen lebte, wurde einst zu einem auswärtigen Kranken geholt. Da es gerade ein schöner Wintertag war, so beschloß Herr Müller in Begleitung seiner Familie die kleine Reise im Schlitten zu unternehmen. Rasch flogen die Pferde über die spiegelhelle Fläche; aber so sehr auch

Marianne beim Anfang der Fahrt über die schnelle Bewegung und die herrliche Bahn jauchzte, so war sie doch am Ende recht froh, als dies Ziel erreicht war, denn der scharfe Wind, welcher ihr zartes Gesichtchen zerriß und das Wasser aus den Augen ihr preßte, ließ nicht nach, und trotz der warmen Kleidung, in die sie von der sorgenden Mutter gehüllt worden war, trug sie doch erstarrte Hände und Füße davon.

Im Wirthszimmer, in welchem der große grüne Ofen eine wohlthätige Wärme verbreitete, fand es indessen Mariannchen bald wieder behaglich, und mit kindlicher Neugierde schaute sie durch die runden Scheiben auf die Straße, wo die Dorfjugend sich mit Schlittenfahren und Glitschen unterhielt. Wie erschrack sie aber, als sie bald an dem Fenster ein zitterndes, nur halbbekleidetes Mädchen vorbeischleichen sah. Mit rothblauen ganz nackten Füßen schritt sie über das schroffe Eis, und das zerrissene Röckchen verrieth die höchste Armuth.

„Ach Mutter," rief Marianne voll Theilnahme, „sieh nur das unglückliche Kind! die wenigen Lumpen, womit es bedeckt ist, können es unmöglich vor der Kälte schützen, da diese mich vorhin, ohnerachtet meines dicken Anzugs, ganz in dem Vergnügen, welches mir sonst das

Fahren gewährt, störte; wie dauert mich die Arme! Ach, liebstes Mütterchen, laß mich ihre Noth mildern!" — Frau Müller ließ gerne das mildthätige Töchterchen gewähren. Marianne eilte zur Thüre, doch schon unter derselben begegnete ihr die Hülfsbedürftige, die von ihren Eltern ins Wirthshaus geschickt worden war, um sich dort von den angekommenen Gästen eine Unterstützung zu erbitten. Sie wurde ihr reichlich zu Theil, und durch erwärmenden Kaffee erquickt, verließ Bärbchen voll Dank die gütigen Fremden. Mariannens Frohsinn war jedoch dahin. — Ja, die Mutter bemerkte auf dem Rückwege Thränen in den Augen ihrer Tochter, und unter lauter Schluchzen gestand diese die Ursache derselben.

„Ach!" seufzte sie: „je schmerzlicher ich die Kälte empfinde, desto mehr nimmt das arme halbnackte Kind meine Theilnahme in Anspruch; ich möchte so gerne helfen und doch langt die wenige Scheidemünze in meiner Sparbüchse nicht einmal zum Ankauf des unbedeutendsten Kleidungsstückes."

„Ich wüßte wohl Rath," fiel Frau Müller ein, „die warmen Strümpfchen, an welchen meine Marianne nun schon fast seit einem Jahre strickt, könnten bei vermehrter Thätigkeit bald vollendet werden; wie belohnend

Die Strickerin.

wäre es für mein Töchterchen, wenn sie die bisherige Arbeitsscheu besiegen, und dann das kleine Bärbchen mit den Erzeugnissen ihres Fleißes beschenken könnte.“ Mariannens Augen glänzten vor Freude; ein schöner Vorsatz bildete sich in ihrem Innern, und die hohe Freude des Wohlthuns überwog bei weitem die Anstrengung, welche ihr die Ausführung desselben gekostet hatte. Die Mutter fügte den fertigen Strümpfchen einen vollkommenen Anzug bei und ihr Gatte veranstaltete eine zweite Fahrt nach Buchau, damit seine Tochter selbst die Ueberbringerin der Geschenke seyn konnte.

Keine Feder beschreibt Mariannens Entzücken, als Bärbchen ganz neugekleidet sich ihr zeigte, und unter Dank und Freudenthränen die Hände ihrer Wohlthäterin küßte.

Die Uebung ihrer Kräfte kam letzterer gut zu statten; die beglückende Folge ihres Fleißes hatte ihr die Arbeit lieb gemacht, und nie mehr fand die Mutter Gelegenheit, sie wegen ihres frühern Fehlers zu tadeln.

Die Brüder.

Dem Herrn von Nordheim war durch das Vermächtniß eines Verwandten ein schönes Landgut zu Theil geworden; die Güte des verewigten Gebers dankbar ehrend, beschloß er, dasselbe während des Sommers zum Aufenthaltsorte zu wählen. Groß war der Jubel seiner beiden Söhne bei Bekanntmachung dieses Plans, größer noch das Entzücken, als wirklich der neue Wohnsitz bezogen ward. Mit Eifer richteten sich nun Julius und Gustav in dem ihnen angewiesenen freundlichen Stübchen ein, und jeder beschloß die Zeit, in der einer ihrer liebsten Wünsche erfüllt worden war, recht zu benützen. Dies geschah, doch freilich nicht immer auf geziemende Weise.

Julius, seinem Hang zur Ausgelassenheit folgend, rannte in seinen Freistunden Berg an, Berg ab, durch Flur und Wald; kletterte auf die Gipfel der höchsten Bäume, nahm Vogelnester aus, oder er ritt die wildesten Pferde des Dorfes in die Schwemme.

Zu einer gesitteten Unterhaltung war er nie aufgelegt, höchstens berief er am Sonntag die Bauernknaben zum Soldatenspiel.

Ungerne folgten jedoch diese der Aufforderung, denn Julius, sie schon als seine Unterthanen betrachtend, glaubte dabei sich berechtigt, jene nach Gefallen zu tyrannisiren.

Das geringste Versehen wurde mit derben Stockschlägen bestraft, welche der kleine Baron selbst unter lautem Gelächter aufzählte und wovon jeder der Gespielen lange empfindliche Spuren auf seinem Rücken trug. Ueberhaupt gewährte es Julius die höchste Lust, den dummen Bauernkindern, wie er sich ausdrückte, einen Schabernack zu spielen; und immer hörte man Klagen über den ältern Junker, der bald hier einen Knaben rücklings in Bach gestoßen, bald dort ein Mädchen erschreckt, einigen andern, die friedlich im Grase neben einander saßen, von hinten die Röcke mit Nadeln zusammengesteckt, oder das Tuch, welches den Bleichplatz schmückte, mit Koth bespritzt hatte. Gelang solch ein Spaß, so lachte der Schadenfrohe überlaut. Dies Betragen blieb lange den Eltern verborgen, die ihren Sohn wohl für wild, doch nicht für boshaft hielten, und dessen Fehler noch überdies von dem schmeichlerischen Hauslehrer vor ihnen verheimlicht wurden. Eben so wenig erkannten auch der Baron und seine Gattin den ganzen Umfang

der Vorzüge ihres Gustav's; denn dieser lebte in bescheidener Stille, und seine guten Handlungen blieben den Augen Anderer unbemerkt. — Ein vom Vater erhaltenes Stück Land, das er selbst bearbeiten durfte, gewährte Gustaven viel Freude; hier säete, jätete und begoß er, und voll Vergnügen theilte er jede neue Entdeckung über das Gedeihen seiner Pfleglinge den Seinigen mit; sein schuldloser, genügsamer Sinn sah schon im Geiste beim Entstehen eines Pflänzchens mit Entzücken die Blumen, die sich einst daran zeigen würden, und erblühten diese wirklich, dann erhielt jedes seinen Antheil daran; Vater, Mutter, Alle im Hause bekamen Sträuße, ja selbst manches Dorfmädchen erhielt ihren Sonntagsschmuck aus Gustav's Gärtchen. Doch nicht allein dadurch zeigte er seine Gefälligkeit, seine Mildthätigkeit; er suchte die Armen und Kranken auf, und unterstützte sie theils aus seiner Sparbüchse, theils von den Spenden an Obst und Brod, die er selbst am Nachmittag bekam. Dafür war aber auch der Kleine der allgemeine Liebling, und mit Jauchzen empfing ihn die Dorfjugend, wenn er sich Abends auf dem Wiesenplan in ihre Spiele mischte. Veilchen, Erdbeeren und dergl. wurden ihm unaufgefordert gebracht, und oft fanden sich am Abend fleißige Gehülfen

bei seiner Gartenarbeit ein. Endlich nahte der Herbst, und mit gespannter Erwartung betrachtete Gustav die sich röthenden Früchte eines Pflaumenbäumchens, das ihm vom Vater zur Benützung überlassen worden war. Wie sie vertheilt werden würden, darüber hatte des Knaben freundseliges Gemüth schon bestimmt. Nach längerm Harren sollte seine Sehnsucht erfüllt werden; angehaucht mit blauem Dufte glänzten die Zwetschgen am Baume, und mit freudetrunkenem Blick verkündete Gustav der Mutter, daß er sie morgen abnehmen könne. Julius, der mit seinen schlimmen Streichen selbst seinen Bruder nicht verschonte, hatte sogleich sein Plänchen geschmiedet. Mit grauendem Morgen schlich er aus dem Bette, bemeisterte sich einer Leiter, und wollte nun das Bäumchen, welches Gustav so werth hielt, plündern, doch — indem er die Hand nach der ersten Frucht ausstreckte, fühlte er sich am Halse gepackt, und nervigte Fäuste auf seinem Rücken. Hänschen, der Hirtenknabe, mit welchem oft Gustav sein Vesperbrod theilte, und der, die frühe Morgenstunde benützend, durch Ausjäten eines Beetchens seinem Wohlthäter sich dankbar erzeigen wollte, sah nicht sobald den unberufenen Gast, als er auch dessen Züchtigung beschloß. Julius rief durch sein Zetergeschrei

den Vater heran, der seinen Sohn befreite, voll Zorn den Gegner desselben auf die Seite schleuderte und zärtlich jenen zu beruhigen suchte; es änderte sich jedoch die Scene, als mehrere herbeigekommene Knaben den Grund von Hänschens Eifer angaben, und überhaupt eindringliche Beschwerden gegen Julius führten.

Jetzt empfing dieser die Strafe seines Vergehens; erst wurde ihm für mehrere Tage Hausarrest verkündigt und noch sehr lange nachher durfte er nur unter strenger Aufsicht das Zimmer verlassen.

Gustav's Lob, welches Herr von Nordheim zu gleicher Zeit hörte, träufelte süßen Balsam auf die Wunden, welche die Fehler des ältern Sohnes dem Vaterherzen schlugen.

Die verdoppelte Liebe der Eltern belohnte den guten Knaben. Nach und nach errang sich jedoch auch Julius durch sein verändertes Betragen die väterliche Zufriedenheit.

Der segensreiche Spaziergang.

Nach Beendigung der Aufgaben, die Ferdinand und Luise von Reizenstein für den Lehrer zu fertigen hatten, unternahm ihre liebevolle Mutter mit ihnen den versprochenen Spaziergang, da sich die Kinder den ganzen Tag zur Zufriedenheit derselben betragen hatten. Unter fröhlichem Geplauder erreichten sie bald die Anlage, deren schattige Gänge vor der noch heißstrahlenden Sonne schützten; sie freuten sich der angenehmen Kühle, und während die Mutter auf einer zur Ruhe einladenden Bank Platz nahm, vergnügten sich die Geschwister durch kindliche Spiele in den entfernteren Theilen des Parks. Bald aber kehrten sie zurück, begleitet von einem Mädchen, dessen hübsche Gesichtsbildung und auffallende Kleidung sogleich die Aufmerksamkeit der Baronin erregt. Diese ward noch erhöht, als Ferdinand erzählte: daß die Kleine sie nach einem nahgelegenen Gesellschaftsgarten gefragt habe, in welchem sie einige auswendig gelernte Gedichte vortragen sollte. „Als sie aber," setzte der Knabe hinzu, „die Kirschen, die du uns gabst, in Luisens Körbchen sah, erbat sie sich einige, da es sie entsetzlich hungere, und auf meine Frage, ob sie denn kein Vesper=

brod erhielte? antwortete sie: daß sie erst Geld verdienen müsse, ehe sie zu essen bekäme, denn die Mutter sei gar strenge." „Da bringen wir dir nun die Arme und bitten dich, ihr noch etwas Brod zu geben, denn die Kirschen allein sättigen nicht," fiel Luise ein. Fr. v. Reizenstein hieß die Fremde sich niedersetzen, gab ihr freundlich das Verlangte, und während sich die Hülfsbedürftige mit den köstlichen Gaben labte, sollen die lieben Leser deren Geschichte erfahren.

Amalie, die Tochter eines Schauspielers, verlor frühzeitig ihre Mutter durch den Tod, und ob gleich der Vater bald wieder heirathete, wurde ihr die liebende Pflegerin ihrer Kindheit nicht ersetzt, denn die zweite Mutter behandelte sie sehr unfreundlich und hart.

Da der Vater eine schlechte Einnahme, und außer Amalien noch drei kleinere Kinder hatte, so ging es oft spärlich zu, und erstere mußte schon seit ihrem sechsten Jahre zum Broderwerb beitragen. In jeder Stadt, die sie während ihrer Reisen berührten, suchte sie die Gasthöfe und Vergnügungsorte auf, um sich dort durch das Deklamiren kleiner und größerer Gedichte einige Groschen zu verdienen. Wohl trieb sie dies nun schon zwei Jahre,

aber dennoch konnte sie ihre Schüchternheit nicht bezwingen, ja nicht selten geschah es, daß sie vor Weinen nicht zu sprechen vermochte, und dann nur von wenigen Gästen beschenkt, von den Meisten mit Lachen oder Schmälen entlassen wurde, worüber sie zu Hause beständig Verdruß erhielt. Dieß erzählte Amalie, nachdem sie die Kirschen verzehrt hatte, und erregte dadurch das Mitleid ihrer Zuhörer. Unter herzlichem Bedauern, einem Geldgeschenke und dem Versprechen, sie morgen in dem Wirthshause, das sie mit ihren Eltern bewohnte, aufzusuchen, entließ Frau von Reizenstein die Kleine, und kehrte, als die Sonne gesunken war, mit ihren Kindern, welche das Schicksal Amaliens ernst und traurig stimmte, in die Stadt zurück.

Des andern Tages begab sich die wohlthätige Dame mit Zustimmung ihres Gemahls in das Gasthaus zum grünen Baume, wo sie auf ihr Verlangen zum Schauspieler geführt wurde. Dieser willigte bald in den Vorschlag, Amalien ihr zu überlassen, ein, und jubelnd vernahm diese ihr Glück; denn die freundliche Frau, so wie die lieben Kinder hatten sie unaufhörlich beschäftigt. Entzückt fiel sie der Baronin um den Hals, und gelobte den pünktlichsten Gehorsam. Wohl ward ihr der Abschied

von dem Vater, den sie kindlich liebte, schwer, doch die Aussicht auf eine schöne Zukunft tröstete sie bald.

Begierig erwarteten Ferdinand und Luise die Rückkehr der Mutter; denn sie freuten sich sehr, etwas von Amalien zu erfahren. Wie froh wurden sie überrascht, als ihnen Frau v. Reizenstein dieselbe als ihre künftige Schwester vorstellte, und sie aufforderte: Malchen herzlich zu lieben, und ihr ihr trauriges Schicksal zu vergüten. Dieß thaten sie auch wirklich, und nie durften die glücklichen Eltern ihr gutes Werk bereuen, denn die Pflegetochter legte bald ihre gewohnten Unarten ab, erfüllte treulich ihre Pflichten, und jedes der Kinder wirkte auf das andere sehr vortheilhaft.

Das zufriedene Kind.

Die kleine Isabella, die Tochter sehr reicher Eltern, besaß außerordentlich viel Spielzeug; sie hatte z. B. kostbar gekleidete Puppen, einen Putzladen voll niedlicher Kleinigkeiten, ein vollständig eingerichtetes Puppenhaus, eine Küche mit viel blankem Geschirr, ein kleines Theater und dergl. Dennoch, glaubt ihr es wohl liebe Leserinen?

dennoch war sie, trotz aller dieser Herrlichkeiten, oft in Verlegenheit, womit sie sich unterhalten sollte. So lange einer dieser Gegenstände noch den Reiz der Neuheit für sie hatte, gefiel er ihr, doch bald verlor auch er den Werth, blieb unbeachtet, und wurde endlich bei dem übrigen Spielwerk aufbewahrt. Mißmuthig streckte sich daher oft das unzufriedene Kind auf dem Sopha, gähnte aus Langweile, vergoß mitunter wohl ein Thränchen, und betrübte dadurch die Eltern, die mit unendlicher Liebe das einzige Töchterchen umfaßten, es ängstlich vor jeder körperlichen und geistigen Anstrengung hüteten, und Alles aufboten, um ihren Liebling heiter zu stimmen. Eine Schwester des Barons, die auf einige Zeit zum Besuch bei ihren Verwandten war, mißbilligte sehr dieses Benehmen; doch sie erschöpfte sich vergeblich in Vorstellungen und Ermahnungen, die besonders eine thätige und geregelte Lebensweise beabsichtigten. Isabella blieb ein launenhaftes, träges Geschöpfchen, bis ein Zufall die Forderungen der Tante unterstützte. An einem schönen Sommerabende schlug diese dem Nichtchen vor, sie auf einem Spaziergang zu begleiten. Lange wandelten sie über blühende Wiesen, einem klaren Bach entlang, bis sie endlich eine Mühle erreichten, die durch jenen in Be=

wegung gesetzt ward. In der Nähe derselben stand auf einer Anhöhe ein von alten Eichen beschattetes Häuschen; Fräulein Eleonore stieg hinan, und da die Bäume hinlänglich Schatten gewährten, und überdies die Aussicht in das liebliche Thal überaus anziehend war, so beschloß sie, hier ihrer ermüdeten Gefährtin eine kleine Erholung zu gönnen. Beide lagerten sich ins weiche Gras, und nahmen die saftigen Birnen aus dem Körbchen, welche die gütige Mutter zur Erquickung des Töchterchens mitgegeben hatte. Wie wenig verdiente jedoch Isabella diese Vorsorge; auch bei der Gelegenheit zeigte es sich, wie schwer das verwöhnte Kind zu befriedigen war. Wohl 3 bis 4 Früchte wurden von ihr versucht, und dann, weil keine ihr munden wollte, unmuthig weggeworfen. Eine derselben fiel vor die Füße eines Mädchens, dessen Genügsamkeit und schuldloses Tändeln die Tante schon lange wohlgefällig betrachtete. Ein Stückchen Holz mit Lumpen und Blättern umwickelt, zur Puppe erhoben, und einige irdene Scherben waren sein ganzer Spielkram, und dabei schien es so seelenvergnügt, so zufrieden, daß sich Eleonoren unwillkührliche Vergleichungen zwischen ihr und Isabellen aufdrängten, die nicht zu Gunsten der letztern ausfielen. Lieschen, so hieß erwähntes Kind,

hob die Birne auf, und reichte sie der Eigenthümerin, doch diese rief unwillig: „ich mag sie ja nicht, genieße sie selbst, wenn du willst.“ Dankend zog sich die Kleine zurück, reinigte ihr zerbrochenes Geschirr vom Sand und den Steinchen, die bisher seinen Inhalt ausmachten, und war nun überglücklich, jenes mit etwas Besserem füllen zu können. Auch Isabella ward nun aufmerksamer auf das Mädchen; sie trat näher, und über deren fröhliches Spiel die eigenen Grillen auf einige Augenblicke vergessend, bat sie die Tante, die übrigen Früchte, die noch das Körbchen enthielt, dem Mädchen zutheilen zu dürfen. Eleonore bewilligte es, und voll Entzücken empfing Lieschen die Gabe, von der nun sogleich ihr nebensitzendes, zweijähriges Brüderchen mit genießen mußte. „Nicht wahr, das schmeckt?“ fragte sie diesen, der mit dem besten Appetit eine Birne verzehrte, „aber,“ fügte sie treuherzig hinzu, „gieb dem guten Fräulein ein Patschhändchen;“ er that es, und begehrte nachdem von der Schwester eine zweite Frucht. „Noch eine sollst du haben,“ antwortete letztere, „die andern müssen aber die Eltern und Jakob auch versuchen, wenn sie vom Walde heimkehren.“ „Was bleibt dann dir?“ fragte erstaunt Eleonore, „die dort in meinen Schüsseln, die gehört

mir;" erwiederte Lieschen, und hüpfte zum Bänkchen, worauf sie standen. „Höre, spielst du den ganzen Tag so zufrieden, wie jetzt, und hast du gar kein besseres Spielwerk?" hub Isabella wieder an, und die Kleine entgegnete: „was sie hier sehen, ist, nebst einigen bunten Bilderbögen, mein ganzer Reichthum; letztere sind wohl schön, der Vater brachte sie mir von der Stadt mit; als er einst bei vornehmen Leuten Holz spaltete, bekam er sie von den Kindern des Hauses; ich unterhalte mich gerne damit, doch die Docke ist mir noch lieber. Glauben sie indessen ja nicht," fuhr sie fort, „daß ich immer spielen darf, o nein, da würde ich gewiß nicht so froh seyn; erst wenn ich in der Schule fleißig gelernt, der Mutter Holz und Wasser zugetragen, in unserm Gärtchen gejätet, auch wohl etwas Gras für die Ziege geholt habe, dann erst ist es mir erlaubt, mich zu vergnügen." Ein bedeutungsvoller Blick der Tante fiel auf die Nichte, die das Auge auf den Boden heftete, und, in Nachdenken versunken, den Rückweg antrat. Lange überließ sie das Fräulein demselben, endlich brach sie das Stillschweigen mit der Frage: „Isabella, wie gefiel dir die neue Bekannte?" „Ach, wer auch so fröhlich seyn könnte, wie sie!" seufzte das Mädchen. „Das hängt nur von dir

ab, mein Kind," begann die Tante aufs Neue; „folge meinem Rath, werde dem guten Lieschen, so weit es deine Verhältnisse gestatten, ähnlich, und ich wette, die Zufriedenheit, die deren schönes Eigenthum ist, wird bald das Herzchen meiner Isabella erfüllen." „O Tante, wo denkst du hin?" fiel diese fast spöttisch der gütigen Verwandtin in die Rede. „Wie kann ich jäten, Gras heimholen u. s. w." — „Diese Geschäfte passen nicht für dich, mein Kind, und es ist auch gar nicht meine Meinung, dir ähnliche zuzumuthen;" sprach ernst Eleonore, „doch wünschte ich schon lange, daß du dich nicht bis um 9 Uhr in den Federn herumwälzen, und dann fast den ganzen Vormittag mit dem Anzug vertändeln, sondern einige Stunden des Tages dem Unterricht widmen, und dann überdies die Strick- oder Nähnadel gebrauchen lernen möchtest." Die guten Lehren, durch Lieschens Beispiel unterstützt, blieben nun nicht mehr fruchtlos. Schon um 7 Uhr erschien nett und reinlich gekleidet Isabella am andern Morgen beim Frühstück. Die Tante bezeugte hierüber ihr Wohlgefallen, und dies erhöhte sich noch bei der Nichte Gesuch, ihr im Stricken Unterricht zu ertheilen. Das fähige Kind begriff leicht, die Arbeit gedieh unter ihrer Hand, und die gütige Lehrerin wußte

sie dabei so angenehm zu unterhalten, daß Isabella bald das mit Lust trieb, wozu sie sich den Entschluß nur durch einen schweren Kampf errungen hatte. Nach einiger Zeit füllte auch wissenschaftlicher Unterricht mehrere Stunden des Tages aus, und die Zeit der Muße, durch unterhaltende Spiele verkürzt, verstrich schnell und froh. Regte sich noch bei irgend einer Gelegenheit die Unzufriedenheit im Innern des Mädchens, so wurde sie bald durch das Andenken an Lieschens geringes Spielgeräthe und ihre Genügsamkeit besiegt.

Isabellens gutes Herz fühlte jedoch auch, wie viel sie dem armen Kinde zu danken hatte, und sie beschloß, der kleinen Hüttenbewohnerin in einer ihrer Puppen eine Gesellschafterin zu schenken. Die Mutter willigte ein, und Eleonore gewährte gerne dem Mädchen die Bitte, mit ihr nach der Mühle zu wandeln. Groß war Lieschens Freude beim Anblick der Docke, die, mit einem schneeweißen Häubchen und Kittelein bekleidet, in dem rosenrothen, mit buntem, seidenem Bande umwundenen Wickelkissen recht niedlich aussah. Als jedoch die arme Kleine hörte, daß jene ihr Eigenthum sei, da wußte sie ihr Glück gar nicht zu fassen; sie lachte und weinte, und bedeckte Isabellens Hände mit Küssen. Diese aber

empfand ein bisher noch unbekanntes Vergnügen, und überzeugte sich immer mehr, daß Arbeitsamkeit und Wohlthätigkeit unsere Seelenruhe am besten sichern.

Schwatzhaftigkeit stiftet viel Böses.

„Sage mir doch liebstes Minchen, wem die wunderschöne Arbeitstasche gehört, die ich so eben, als ich das Buch, welches ich dir neulich lieh, in deiner Schublade suchte, liegen sah? Hast du sie denn selbst gemacht? Nimmermehr! Du bist doch erst zwölf Jahre alt; in zwei Jahren kann ich noch nicht solches leisten, das weiß ich gewiß, die Stickerei ist herrlich, ich konnte mich nicht satt daran schauen!" — Mit diesen Worten begrüßte Luischen ihre Schwester, die arbeitend im Garten saß. Die Befragte schwieg erröthend, und die Neugierige fuhr spottend fort: „Aha, ich merke, Fräulein Verschwiegenheit! es giebt wahrscheinlich eine Ueberraschung, ein Geschenk für die Mutter? Hab ich's errathen? ha ha ha, gleich eingestanden," setzte sie drohend hinzu, „wenn du mir nicht die Wahrheit sagst, so erfährt noch heute Alles die Mutter!" — Höchst ärgerlich, daß sie einmal, ihrer

Gewohnheit ungetreu, den Schlüssel, der das Geheimniß sicherte, stecken ließ, antwortete Minchen: „Du kleine Neugierde, kannst eben das Forschen und Suchen nicht unterlassen; auch diesmal weißt du wieder Alles. Aber liebste Luise," fügte sie bittend hinzu, „liebstes Kind, schweige gegen jedermann über das Geschehene; ich würde dir nie etwas verheimlichen, hätte mir dies Plappermäulchen nicht schon oft schlimme Streiche gespielt." Sie klopfte der Schwester auf den Mund, welche fast beleidigt rief: „Nun, zwei Tage werde ich doch wohl schweigen können, übermorgen ist ja schon der Geburtstag der Mutter!" Versöhnt sprach Luise bald weiter: „O da wirds Freude in Fülle geben! an dem Rosenstock, den ich bringe, erblühte die erste Knospe; ich muß wieder einmal nachsehen." Sie hüpfte fort und ließ die besonnene Wilhelmine, die der Schwatzhaften mißtraute, in trüber Stimmung zurück. Ach, wie sehr ward diese ängstliche Vermuthung bestätigt! — Kaum war eine Stunde verflossen, so wußte schon jedes im Hause von dem Geschenk, das Minchen der Mutter bestimmt hatte, und, o weh! auch dieser blieb es nicht verborgen. Am Abend kam Besuch. — Das Gespräch, das sich um diesen und jenen Gegenstand drehte, fiel unglücklicherweise,

als eben beide Schwestern zufällig am Theetisch standen, auf die feinen weiblichen Arbeiten, die jetzt Mode waren, und Frau von Seckendorf zeigte ihren Beutel, der allgemeine Bewunderung erregte. „Ach!“ rief die geschwätzige Luise, „ach Mutter! wie wirst du erst staunen, wenn du die Tasche siehst, die Minchen dir gestickt hat; die purpurrothen Sterne auf grauem Grund nehmen sich prächtig aus!“ So plauderte die vorlaute Kleine, ohne die mißfälligen Winke der Damen und das Erbleichen ihrer Schwester zu beobachten. Letztere, die ihren Jammer nicht verbergen konnte, verließ das Zimmer, und die Mutter fand sie nach einer Weile in Thränen. Lange konnte sich das gefühlvolle Mädchen, das sich die Ueberraschungsscene so entzückend schön geträumt hatte, nicht trösten, und sowohl sie, als Luise waren unfähig, an demselben Abend noch vor der Gesellschaft zu erscheinen; denn auch letztere weinte laut, und quälte durch ihre heftigen Klagen sich und andere. Was half indessen dies Alles? Der Festtag blieb für Frau Rose und ihre Töchter gestört.

Seht, lieben Kinder, solche Unannehmlichkeiten bereitet die Geschwätzigkeit! Welche schrecklichen Folgen sie jedoch nach sich ziehen kann, davon könnt ihr euch leider

in reiferen Jahren nur allzuoft überzeugen. Darum schäme dich nachzusagen Alles, was du gehört hast, und zu offenbaren heimliche vertraute Rede. Sirach Kap. 42, V. 29.

Die Preisvertheilung.

Erst vor wenigen Jahren hatte Herr v. Rosenberg sein Stammgut übernommen, aber unzählig viel Gutes war in dieser kurzen Zeit schon von ihm gestiftet worden. Besonders wandte der edle Baron viele Sorgfalt auf die bisher so sehr vernachlässigte Jugendbildung. Ein von ihm angestellter wackerer Lehrer handelte ganz im Sinne des Gutsherrn, und der häufige Besuch des letzteren in der Schule wirkte segensreich auf die Kinder. Der gerechte Tadel schreckte die Nachlässigen, so wie sein Lob den Fleißigen ein neuer Sporn zu verdoppeltem Eifer wurde. Eines sehr zweckmäßigen Mittels zu Erreichung seines Plans hatte sich der Baron noch in der Preisvertheilung bedient, die alle Jahre im Herbste statt fand. Mit dem am blauseidenen Bande glänzenden neuen Thaler öffentlich vor so vielen Zuschauern geschmückt zu werden, hielt man für ein großes Glück, nach dem jedes Kind,

das die Schule besuchte, strebte. Ein Knabe und ein Mädchen, das sich sowohl beim Unterricht, als auch übrigens durch Sittlichkeit ausgezeichnet hatte, erhielt jährlich diesen Vorzug. Heinrich, der Sohn eines reichen Bauern, glaubte sich diesmal schon im Besitz desselben. Ihm fehlte es wirklich nicht an Kenntnissen, er stand fest in der Gunst des Lehrers, und bildete sich noch überdies viel auf das Wohlwollen des Barons ein. Schon hatte, durch seine anmaßenden Aeußerungen veranlaßt, jeder seiner Mitschüler die Hoffnung auf die blanke Spende aufgegeben, und allgemein hielt man Heinrichen für den Begünstigten. Unter den Mädchen war die Glückliche von der Stimmenmehrheit noch nicht genannt, und Alle harrten in ängstlicher Spannung der Stunde, die Gewißheit bringen sollte. Die Prüfung war vorüber, und der folgende Tag brachte die ersehnte Entscheidung. Er erschien. — In der mit Tannenzweigen und Blumengewinden geschmückten Kirche erwartete Herr von Rosenberg, nebst dem Geistlichen, die festlich gekleidete Schuljugend, deren Gesang dann voll und rein durch die gewölbten Hallen tönte. Als er schwieg, bezeichnete der Gutsherr mit einigen herzlichen Worten die Würdigen, die hierauf aus seinen Händen

die silberne Münze empfingen. Erstaunt blickte Alles auf Jakob, den Sohn eines armen Taglöhners, denn er, nicht Heinrich, war zum Altare berufen worden. Diese Verwunderung erhöhte sich aber zum innigen Wohlgefallen, als der Baron sprach: „Die Wahl der Kinder beim heutigen Fest blieb stets meinem Ermessen überlassen, auch heute handelte ich ohne Ansehen der Person, und ich bin überzeugt, daß nach der Schilderung einer kleinen Begebenheit, von der ich Zeuge war, jeder Zuhörer meine Handlungsweise billigen wird.

Von der Jagd ermüdet, gönnte ich mir vor geraumer Zeit, in einem Gehölz auf den weichen Rasen hingestreckt, einige Ruhe. Im Vorgrunde hatten sich mehrere Kinder gelagert, die die gesammelten Beeren friedlich theilten. Plötzlich sprang ein Knabe auf, entfernte sich ein paar Schritte, und mischte sich bald wieder mit lautem Gelächter unter die Gespielen, indem er rief: „Ja, ja Alte, die etlichen Kirschen, über die du neulich so gewaltig mit mir zanktest, als ich sie vom Baume unter deinem Fenster stibitzte, bekommen nun Stacheln, die du schmerzlich empfinden wirst, ja, ja, ungestraft beleidigt mich Niemand.“ Ein Klaggeschrei unterbrach diese Rede; ein halb blindes Mütterchen, unter einem schweren Bündel

Holz keuchend, verwickelte sich in den Haufen Dornen, welche der boshafte Knabe so eben in die Mitte des Wegs geworfen hatte, sie stürzte und verwundete sich ziemlich bedeutend. Sogleich wäre ich selbst, fuhr der Baron fort, ihr zur Hülfe hingeeilt, hätte ich nicht die Kinder, von denen ich bisher nicht gesehen worden war, noch ferner unbemerkt prüfen wollen. Leider machte ich jedoch bei den meisten Kleinen betrübende Entdeckungen. Einige belustigten sich über die Unbeholfenheit der Alten, andere verzehrten ganz theilnahmslos an dem Geschick derselben ihre Beeren, und der verächtliche Urheber des Schadens verhöhnte noch mit losen Reden die bedauernswerthe Frau. Nur ein Knabe und ein Mädchen machte sich bei dieser Gelegenheit meinem Herzen werth. Behende sprangen sie hinzu, entledigten das Weib ihrer Bürde, entfernten, der eignen Verwundung nicht achtend, die störenden Reiser, die den Pfad versperrten, und geleiteten die Verwundete sicher und besorgt nach Hause; ja ohne sich um die Spöttereien der Gefährten zu bekümmern, trugen sie sogar das Holz, womit die Alte beladen war. Diesen beiden Kindern habe ich schon damals den Preis bestimmt, und da meine Nachforschungen über sie stets zu ihrem Vortheil ausfielen, so habe ich jetzt noch be-

schlossen, Jakob soll auf meine Kosten in der nächsten Stadt genügenden Unterricht bekommen, um einst, seiner Neigung zu Folge, Geistlicher werden zu können, und Anne, die arme Waise, wird in meiner Gattin eine zweite Mutter finden, mein Schloß soll fortan ihre Wohnung seyn."

Die Glücklichen fanden für ihre Freude, für ihren Dank keine Worte; nur ihr frommes Gebet stieg für ihren Wohlthäter zum Himmel, und Gott lieh ihm ein gnädig Ohr, denn reicher Segen folgte des Barons guten Handlungen.

Der böse und schadenfrohe Knabe, dessen letzterer in seiner Mittheilung erwähnte, war kein anderer, als der heuchlerische Heinrich, von dem gleich im Anfang unserer Erzählung gesprochen wurde. Beschämt sah er, aller seiner schwindelnden Hoffnungen auf einmal beraubt, zu Boden; denn obgleich Herr von Rosenfeld ihn aus Schonung nicht noch näher bezeichnen wollte, so merkte doch Heinrich an den mißfälligen, ja höhnischen Blicken, die ihn von allen Seiten trafen, daß jedermann sein Vergehen kannte. Er verließ das Gotteshaus, und bald darauf das Dorf, in dem er so sehr gedemüthigt worden war. Abwechselnd bei seinen Verwandten lebend,

blieb er doch nirgends lange, denn Niemand mochte ihn seines bösen Charakters wegen leiden; nach zehn Jahren verlor er als Soldat auf dem Schlachtfelde sein Leben.

Anne und Jakob rechtfertigten indessen das in sie gesetzte Vertrauen, und Herr von Rosenfeld erlebte nur Ehre und Freude durch sie.

Das Scherflein der Armen.

„Kommt Freunde, die Mutter hat uns eine Erfrischung zugedacht, laßt uns damit uns laben,“ rief Emilie von Randau den Gespielen zu, die heute bei ihr und den Geschwistern zum Besuch waren. Fröhlich folgte die kleine Gesellschaft der lockenden Aufforderung, und lagerte sich auf die weißen Bänke, die sich um die alte vor dem Edelhofe stehende Linde zogen. Nachdem jedes seinen Antheil Früchte, die auf der schönen Crystallschale aufgetragen worden waren, erhalten hatte, begann die allgemeine Geschäftigkeit. Dort ergriff ein rothbackiger, munterer Knabe den als Harlequin bunt gemalten Nußknacker, um mittelst der tollen Gesichter desselben den Kern der großen Zellernüsse zu gewinnen, und ergötzte sich

höchlich an den Grimassen, die das hölzerne Männchen beim ab= und aufziehen der Maschine sehen ließ. Die lüsterne Schwester hatte unterdessen eine süße Traube, ein anderes Mädchen die wohlschmeckende Reine=claude, ein drittes die kühlende Pfirsche gekostet. Emilie selbst schälte einen purpurrothen Apfel, während ihr Brüderchen so derb in die weiche Birne biß, daß der Saft über das Leckermäulchen herablief. Das gute mürbe Brod ward dabei auch nicht vergessen; o nein, die Kinder ließen sich Alles so trefflich schmecken, daß sie sich kaum Zeit nahmen, zuweilen einen Blick auf die schöne Landschaft zu werfen, die sich, vom Schein der Abendsonne bestrahlt und durch die heimziehenden Heerden belebt, längs des Flusses malerisch ausdehnte. Wenn indessen auch die Kleinen den einbrechenden Abend nicht beachteten, so ertönte doch aus dem Garten der Ruf der Eltern, der zur Rückkehr nach der Stadt aufforderte. Als aber die Kinder, um diesen zu folgen, ihre Sitze verließen, wurden sie noch einige Augenblicke durch ein armes Mädchen aufgehalten, das sich bittend nahte. Zwar trug sie ihr bescheidenes Gesuch nur in unbestimmten Ausdrücken vor, doch hoffte sie im Stillen, durch die Reste des köstlichen Mahles dem quälenden Hunger wehren zu können; allein sie irrte.

Gleichgültig gegen die Bedürfnisse des bleichen, abgezehrten Kindes, reichte Emilie demselben aus ihrem Geldbeutel eine Münze hin, und als jenes das Flehen, das Geldstück mit einem bissen Brod vertauschen zu wollen, dringend und deutlich aussprach, da ergrimmte das Fräulein, und rief zornig: „Die Bettelleute sind doch ein unverschämtes Volk! — gab ich dem unzufriedenen Ding einen nagelneuen Groschen, und nun begehrt sie noch mehr; gleich packe dich oder ich rufe dem Gärtner, der dir den Weg zeigen soll. Ha," fuhr sie fort, „das erbärmliche Ding meint wohl, ich werde, um ihr Brod zu holen, die hohe Schloßtreppe hinaufsteigen! Welche anmassende Forderung!" — „Könntest ihr ja von den übriggebliebenen Früchten einige geben," wandte das mitleidige Hannchen, eine der Freundinen, ein; doch auch diesen Vorschlag wies die aufgebrachte Emilie ab. „Wie du auch sprichst!" erwiederte sie höhnisch, „solch theures Obst ist nicht für den Pöbel gewachsen, da würde die Mutter äußerst scheel sehen, wollte ich anfangen hier auszutheilen."

Weinend wandte sich das gekränkte Mädchen; allein ihre Thränen versiegten sogleich; denn mit freundlichem Gesichte reichte ihr ein gutmüthiger Bauernknabe zwei große gelbe Birnen. Zeuge des so eben beschriebenen

Vorgangs entschloß er sich schnell, die Früchte, die er von Frau Susanne, der wackern Pächterin, bekommen hatte, der Kleinen zu geben, welche noch ärmer als er schien. Denn hatte auch er bei den kargen Bauern, deren Gänse er hütete, keine Leckerbissen zu erwarten, so konnte er doch mit dem groben Gerstenbrod, das nebst einigen Kartoffeln seine Abendmahlzeit ausmachte, leicht bis an den andern Morgen ausdauern.

Emilie erröthete, sie fühlte, wie sehr sie von dem ungebildeten Natursohne beschämt worden war, und ihr neuer Groschen verlor gegen dessen Gabe allen Werth; denn nicht die Wohlthat, die nur aus Gewohnheit gespendet wird, nein, der reine gute Wille, der da hilft, wo es noth thut, ist angenehm vor Gott.

Das geopferte Huhn.

An der Seite der fleißigen Mutter saß die zehnjährige Emma mit ihrem Strickstrumpf in der Hand; jedoch statt wie gewöhnlich ihren kleinen Mund beständig in Bewegung zu setzen, arbeitete sie still vor sich hin. Dieses Betragen fiel natürlich Frau Raßmann auf,

und besorgt wandte sie sich an ihr Töchterchen, nachdem sie es eine Weile schweigend beobachtet hatte, mit der Frage: ob es unwohl, oder ob ihm sonst etwas Unangenehmes begegnet sei? „Ach, Mütterchen!“ antwortete das Mädchen, „ich habe eine Sache mit dir zu berathen, über die ich nicht recht einig mit mir werden kann. Du weißt,“ fuhr sie fort, „welche Freude mir das Huhn, das du mir zu meinem Geburtstag schenktest, gewährt. Als ich es gestern Abends wieder in sein Ställchen brachte, sagte unsers Holzhauers Tochter, das nette Gretchen, zu mir: „Bestes Fräulein, wie beneide ich Sie um das Huhn! Ich wünsche es mir nicht zum Vergnügen, sondern für meine arme Mutter, die krank und schwach darnieder liegt. Der Doktor hat ihr Hühnerbrühen und kräftige Speisen verordnet, allein der Vater kann natürlich dazu das Geld nicht herbringen und ich bin noch zu klein, eines zu verdienen.“ „Da hat meine Emma,“ fiel ihr die Mutter ins Wort, „das Mädchen nur herzlich bedauert, aber nicht geholfen, und weiß nun nicht, ob sie sich von ihrem Liebling trennen, oder ob sie ihn für sich behalten soll, nicht wahr? Ersteres wird dir sehr schwer, und doch glaube mir, mein Kind, du könntest dich seines Besitzes nicht mehr so innig wie sonst

erfreuen, denn du würdest, so oft du es erblicktest, der armen Frau gedenken müssen, der du eine Linderung hättest verschaffen können, es aber aus Selbstsucht unterließest." „Du hast recht, liebe Mutter, ich will dem guten Gretchen mein Hühnchen schenken," sagte Emma, indem sie entschlossen aufsprang und jener die Hand reichte. Frau Raßmann umarmte ihr Töchterchen, das am folgenden Tag unter der Anleitung der erstern das Huhn bereitete, und es sodann mit wehmüthiger Freude der kranken Frau brachte. Diese empfing das Stärkungsmittel mit lebhaftem Dank, und Emma äußerte, als sie von jenem Gang zurückgekehrt war, gegen die Mutter, indem sie ihr um den Hals fiel: „O wie danke ich dir! Du hast mich wieder mit mir selbst ins Reine gebracht, da du mich überzeugtest, daß ein Gut, das wir allein besitzen, weit weniger werthvoll ist, als wenn man seine Mitmenschen damit erfreuen kann. O wie fühle ich mich durch mein Bewußtseyn so reich belohnt!" Sie wurde es aber noch mehr, als ihr eines Tages Gretchen ein paar der schönsten weißen Tauben als einen Beweis der Dankbarkeit für die Unterstützung, die sie und ihre Eltern von nun an von Frau Raßmann erhielten, verehrte. Diese Gabe entzückte Emma, und jeden freien Augen-

blick brachte sie bei ihren Täubchen zu, die ihr ein Vorbild der Sanftmuth wurden, so wie eine Bestätigung der Wahrheit, daß die Wohlthaten, die wir unsern Nächsten erzeigen, auch schon hier oft uns vergolten werden. Diese Bemerkung theilte sie einst der Mutter mit, welche dann hinzufügte: daß, wenn dies auch nicht immer auf Erden der Fall sei, doch der himmlische Vater unsere guten Handlungen sehen, sich darüber freuen, und uns, wenn wir einst zu ihm kommen, belohnen würde.

Das Grab der Mutter.

Der schönste Sommerabend senkte sich auf die Erde herab, heilige Stille waltete über dem Gottesacker, milde Lüfte säuselten durch die Platanen und Trauerweiden, die die Grüfte beschatteten, und die Blumen, die an denselben erblühten, verbreiteten süßen Wohlgeruch umher. Doch nicht alle Gräber waren also durch Beweise der Liebe geschmückt; über vielen wucherte das hohe Gras, dem nur hie und da ein Blümchen entsproßte. So einfach und schmucklos war auch der Hügel, unter welchem

Emil's Mutter nun schon zwei Jahre schlummerte und den der treue Sohn fast täglich mit seinen Thränen benetzte. Heute kniete er wieder an demselben, redete im Geiste zu der Verstorbenen, und klagte ihr sein Leid. „Ach Mutter! rief er, „ach erbarme dich deines Kindes, nimm es zu dir in deine seligen Gefilde!" Weinend sank er dann auf der geweihten Ruhestätte nieder und vertiefte sich in süße Erinnerungen an die frühern Tage der Kindheit, wo er unter der Obhut und durch die Sorge seiner beiden Eltern so viele reine Freuden genoß. „Vater, guter Vater!" klagte er, „daß auch du mir entrissen werden mußtest! daß ich nicht einmal die Stelle finden kann, wo deine Gebeine ruhen. Im eisigen Norden mußtest du dein Grab finden, und Emil, der arme Emil, blieb verwaist und verlassen zurück!"

„Emil, mein Sohn!" ertönte plötzlich eine Stimme, die den Knaben mit ahnungsvoller Lust durchschauerte; und über die niedrige Kirchhofsmauer schwang sich behende eine blasse hohe Mannsgestalt, die den Ueberraschten mit Ungestümm in die Arme schloß. „Ja er ist's! ich täusche mich nicht!" schrie jener fast außer sich, „er ist das Kind meiner Sophie, ihr Bild! bist du es wirklich?" fuhr er beinahe tonlos fort; „heißest du Emil

Das Grab der Mutter.

Walther? dann umfasse in mir den todtgeglaubten Vater.“ Die Gefühle, die bei diesen Worten das Herz des Knaben bewegten, beschreibt keine Feder; sein dankender Blick erhob sich zum Himmel, wo die Verklärte in unnennbarer Wonne die Vereinigung der beiden ihr so theuren Wesen gewiß mitfeierte. Diese, die Nähe der Geliebten ahnend, setzten sich nun auf den Rasen, welcher deren irdische Hülle barg. Ach, sie hatten sich so viel zu erzählen! und schon lange beleuchtete der Vollmond das goldene Kreuz, das die Kapelle zierte, als die Glücklichen erst die Wohnung Walthers suchten, welche dieser nun freudig mit seinem Emil theilte.

Während sie sich der Ruhe überlassen, sollen die lieben Leser in gedrängter Kürze die Schicksale kennen lernen, die seit ihrer Trennung Vater und Sohn erfuhren.

Als die deutschen Truppen zur Hülfe Napoleons nach Rußland zogen, mußte auch Walther als Unteroffizier seinem Regimente dahin folgen, seine Gattin aber blieb mit dem siebenjährigen Emil trostlos in ihrem bisherigen Aufenthaltsort zurück. Nach vielen glücklich überstandenen Gefahren, sich schon der Hoffnung überlassend, bald die Seinigen wiederzusehen, gerieth jener endlich noch in russische Gefangenschaft, worinnen er

mehrere Jahre ausharren mußte. In Sibirien kam er zufällig in nähere Berührung mit dem Baron Blumenberg, der als Offizier Walther's Schicksale theilte. Beide lernten sich achten und lieben, ertrugen gemeinschaftlich alle Last, und als sie endlich die heißersehnte Freiheit erhielten, verließen sie den Militärdienst, und Walther, der viele wissenschaftliche Kenntnisse besaß, folgte dem Baron als Verwalter auf dessen Güter. So dankbar ersterer das Glück, in einen ehrenvollen Wirkungskreis zu treten erkannte, so groß war sein Jammer, daß er seine jetzige vortheilhafte Lage nicht mit seiner Familie theilen konnte, denn weder in seinem frühern Standquartier, noch irgendwo anders konnte man ihm Kunde über Frau und Sohn ertheilen. Keine Quelle, wo er etwas von ihnen zu erfahren hoffte, blieb unbenützt, allein alle Nachforschungen waren umsonst. Die unbefriedigte Sehnsucht nach seinen Geliebten wirkte sehr nachtheilig auf Walther's Gesundheit, er erkrankte schwer, und erst hier in B***, dem berühmten Badeort, konnte er nach dem Ausspruch des Arztes hoffen, wieder einen Theil seiner verlorenen Kräfte zu erlangen. Baron Blumenberg, der ihn während des Fiebers treu gepflegt hatte, war ihm auch hieher gefolgt, und nahm

nun innigen Antheil an dem Entzücken des beglückten Vaters, der fromm und dankbar in der zufälligen Veranlassung, die ihn an der Kirchhofsmauer vorbeiführte, die Schickung des allweisen Gottes erkannte.

Eben so traurig als die Erfahrungen des Vaters waren die, welche Emil machen mußte. Kümmerlich nährte anfangs nach der Entfernung Walthers die Mutter sich selbst nebst dem Sohne, und harrte dabei ängstlich auf Nachrichten von ihrem Gatten, die jedoch höchst selten anlangten. Als aber zuletzt gar keine Kunde mehr von ihm erschien, da versank die gebeugte Frau in tiefe Schwermuth, verließ ihren Wohnort, und zog sich ganz von der Welt zurück, wodurch es unmöglich wurde, daß Walther von ihrem Daseyn etwas erfahren konnte. Um des noch einzigen Gutes, ihres Emils, an dem sie mit grenzenloser Zärtlichkeit hing, nicht noch beraubt zu werden, änderte sie wieder den bisherigen Aufenthaltsort, in welchem gegenwärtig eine bösartige Seuche herrschte, und wanderte mit dem Kinde nach B***. Die Anstrengung der Reise, Gram und Mangel hatten ihre Kräfte aufgerieben; schon krank langte sie am Ziele an, und statt einer freundlichen Wohnung, die sie hier suchen wollte, fand sie ihr Grab. Emil blieb nun verwaist

und ganz vermögenslos zurück. Die Frau, in deren Hause die Mutter starb, nahm sich seiner an, weil sie hoffte, der schöne Junge würde ihr bei ihrem Erwerb nützlich seyn; es bestätigte sich auch ihre Meinung; doch die Art und Weise, wie jener verdient wurde, war dem Knaben höchst traurig. Gerne würde er sich der niedrigsten Arbeit unterzogen haben, aber betteln, betteln zu müssen, dies war es, was ihm so drückend, so schwer fiel, weshalb er sich die ewige Ruhe neben der Mutter ersehnte.

Wie angenehm veränderte sich nun Emil's Geschick; seine bisherige Ernährerin ward reichlich von Walther entschädigt, und der wiedergefundene Sohn empfing nun unter den Augen des Vaters und unter Mitwirkung des gütigen Barons und dessen Familie eine vortreffliche Erziehung.

Die Trennung von dem geliebten Grabe fiel dem Zartfühlenden, trotz aller der günstigen Aussichten in die Zukunft, äußerst schwer, und er fühlte sich nicht eher ganz beruhigt, als bis er in dem Garten, der Walthern zur Benützung überlassen war, ein Denkmal, der Mutter geweiht, entstehen sah.

Dort verlebte Emil seine schönsten Stunden, indem er in dankbarer Erinnerung die Vergangenheit feierte,

oder gute Vorsätze für die kommende Zeit faßte. Diese edlen Entschlüsse reiften zur Ausführung; die Unarten, die er im Umgang mit seiner Pflegemutter sich angewöhnt hatte, verschwanden bald; er wurde ein gesitteter, kenntnißreicher Jüngling, und als Mann dem Sohne des Barons das, was Walther dem Vater gewesen war.

Der Friedensstörer.

Höchst verstimmt kam Adalbert Raimund aus einer Knabengesellschaft nach Hause, und klagte fast mit Thränen der Mutter, wie mißvergnügt er gewesen sei. „Nein, es war unaussprechlich!“ zürnte er, „wie anmassend sich Felix betrug; Felix, der als Gastgeber gerade nachgiebig und gefällig hätte seyn sollen. Liebe Mutter,“ fuhr er fort, „du kannst sein Benehmen gar nicht hinlänglich beurtheilen, wenn ich dir nicht genau schildere, wie der ganze Abend verfloß, und wie mir Felix überall entgegen handelte; auch wirst du im Verlauf der Mittheilungen,“ setzte er kleinlaut hinzu, „eine Unachtsamkeit von mir erfahren, die ich um ihrer Folgen willen dir nicht verschweigen kann, jedoch zürne mir

nicht; selbst an ihr ist der ungefällige Knabe Schuld.“ Die Mutter lieh dem nach ihrer Meinung schwer gekränkten Sohne ein geneigtes Ohr, und dieser begann:

„Als Bruder Leopold und ich in Felixens Stube traten, war noch keiner der Gespielen anwesend, aber schon standen die Tassen und ein großer Kuchen auf dem Tisch. Aus diesen Vorbereitungen sah ich, daß nicht, wie ich im Stillen gewünscht hatte, im Garten Kaffee getrunken werden sollte, ich äußerte zwar laut dieses Verlangen, allein es wurde unfreundlich abgewiesen, indem Felix erwiderte, er könne nicht mir zu Gefallen die ganze Einrichtung umstoßen, und sich und andern die Mühe des Hin- und Herschleppens aufbürden. Beim Herumreichen der Tassen war ich immer der letzte, statt daß Leopold und ich, als die Söhne des reichen Banquiers, zuerst hätten bedient werden sollen, auch hiebei ward ich mit meinen Forderungen verlacht. Nun gings zum Spiel. Ich wollte Reif schlagen, Felix mochte nicht, sondern beharrte darauf: den Jäger, die Katze und die Maus und dergl. zu spielen; sein Wille ward durchgesetzt, und ich, der nicht nachgab, saß in einem Winkel der Laube, und überließ mich meinen Grillen, bis mich die Langeweile zu sehr quälte, und

ich mich zu des Gärtners Kindern gesellte, die vor ihrer Wohnung allerlei Kurzweil trieben. Das kleine Miekchen ist ein drolligtes Ding, ich neckte mich mit ihr, stieß an einige Stangen, die an der Scheuer angelehnt waren, und diese fielen unglücklicherweise auf die in der Nähe stehenden Mistbeete und schlugen sechs Glasfenster ein. Natürlich erhob der Gärtner einen gewaltigen Lärm, und will ich nicht, daß der Vater Alles erfahren, und und mich strafen soll, so muß ich den neuen Thaler opfern, für den ich mir die rothe Mütze kaufen wollte. Nun ist es auch mit dieser nichts, denn so reich Herr Raimund ist, so strenge hält er seine Söhne!" setzte der unartige Knabe bitterböse hinzu, und fuhr mit den Worten fort: „Sollte ich nun nicht aufgebracht auf Felix seyn? Am Abende im Zimmer ging es mir nicht besser, ich wollte Kartenspiele vornehmen, Felix wählte das geographische Lotto, und ihm ward nachgegeben. Zwar setzte ich mein Trotzköpfchen auf und nahm nicht Theil daran, allein was half es? Die andern Knaben, selbst mein Bruder, vereinigten sich mit meinem Gegner, ich allein hatte keine Unterhaltung, und bekam nicht einmal etwas von den Nüssen und Bonbons, die als Gewinnste beim Spiel ausgesetzt waren. O ich war

herzlich froh, als die Glocke zum Abschied rief, und ich das Haus verlassen konnte, das ich sobald nicht wieder betreten werde.“ — „Beinahe muß ich glauben,“ fiel die Mutter ernst dem Sohn ins Wort, „Gehässigkeit gegen Felix ließ dich sein Betragen im schwarzen Licht erblicken, denn dieser war mir immer als ein gutgeartetes Kind bekannt, und du schildertest ihn als das Gegentheil, während deine Fehler, die gewiß gerechten Tadel verdienen, nur hie und da ganz oberflächlich berührt wurden. Leopold, als unpartheiischer Zeuge, soll mir die Wahrheit erzählen.“ „Mein Bruder hat durchaus nichts übertrieben,“ antwortete der Befragte, „aber dennoch kann ich nicht zugeben, daß mein Freund unrichtig beurtheilt werde; nein, ich muß der lieben Mutter die Ursache seiner Handlungsweise angeben. Adalbert“, sprach Leopold, gegen den Bruder gewendet, weiter, „erinnerst du dich noch der Gesellschaft, die sich an meinem Geburtstag bei uns versammelte? nach wessen Köpfchen mußte sich damals Alles richten? wer gab den Ton an? wer störte sogar den Frieden? wer anders als du mein Brüderchen? — Dein ungeeignetes Betragen ärgerte die Gespielen, so wie dir heute Felixens Aufführung mißfiel, und nur, um mir meinen Festtag nicht durch Zank und Streit zu ver-

kümmern, ließen sie sich an jenem Abende deine Anmassungen ruhig gefallen. Die heutigen Beleidigungen, die du erfuhrst, waren jedoch nach allgemeiner Verabredung die Strafe dafür. Felix sollte dir deine eignen Untugenden im Spiegel zeigen und sie dir, indem du selbst darunter leiden mußtest, gehässig machen. Ich widersetzte mich dieser Einrichtung nicht, indem ich hoffte, daß du dadurch von deinen Fehlern geheilt werden würdest; möchten wir unsere gute Absicht erreicht haben!" — Adalbert war tief erschüttert; am Halse der Mutter floß das Bekenntniß seines Unrechts und das Versprechen der Besserung über seine Lippen. Er hielt in der Folge Wort, und beherzigte stets das Sprichwort:

Was du nicht willst, das man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu.

Pauline.

Von einer angesehenen gräflichen Familie war das anmuthige Landstädtchen B*** für einige Zeit zum Aufenthalt gewählt worden. Schon ehe sie kam, hatte sie der Ruf sehr vortheilhaft bezeichnet, und jeder Be-

wohner des Orts, der sich nur irgend einer ausgebreiteten Bekanntschaft rühmen konnte, wollte durch Briefe Kunde von dem Reichthum des Grafen, von der Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin, von der Schönheit der beiden Töchter erhalten haben. Diese vorhergehenden Gerüchte hatten indessen nicht getäuscht, man fand bei näherer Bekanntschaft die so hochgespannten Erwartungen nur übertroffen, und man prieß sich glücklich, daß Graf Heildorf und seine Gattin durch ihre Gegenwart die geselligen Zirkel verschönerten. So gerne und freundlich indessen die Gräfin selbst Theil an den öffentlichen Vergnügungen nahm, so sehr stritt es gegen ihre Grundsätze, ihre Töchter, die erst 9 und 11 Jahre alt waren, daran Theil nehmen zu lassen, ein unter der Aufsicht ihrer vortrefflichen Erzieherin unternommener Spaziergang in den schönen Umgebungen der Stadt dünkte ihr eine dem Alter derselben angemessenere Erholung zu seyn, als Ball und Concert. Darnach fühlten auch die einfachen Kinder keine Sehnsucht, wohl aber nach dem Umgange mit einigen Gespielinen ihres Alters; und die Mutter, dies Verlangen billig findend, versprach ihre Mitwirkung zur Ausführung. Deshalb bat sie eines Tages, ganz absichtslos scheinend, die Beamtenfrauen mit ihren Töchtern

zu sich, und glaubte, daß es dann, während des unbefangenen Spiels der Mädchen, ihr oder der Gouvernante leicht werden würde, einige ihren Wünschen entsprechende Gesellschafterinen für die jungen Gräfinen zu finden. Die gute Dame hatte sich indessen bei der Voraussetzung, als sei die eigentliche Veranlassung zu dieser Einladung den Theilnehmern unbekannt, geirrt. Jede Mutter wußte, sei es nun durch eigene Vermuthung, oder durch die Plauderei der gräflichen Dienerschaft, den erwähnten Plan, und die Eiteln unter ihnen hofften, eine ihrer Töchter werde sich besondern Beifall erwerben, und als Gefährtin der Comtessen ausgezeichnet werden. Die Erwartungen der Mutter theilten die Töchter, und manches Mädchen hatte ihr Luftschlößchen zu einer bedeutenden Höhe aufgebaut. Pauline, die Tochter des ersten Beamten des Städtchens, die schon durch den Rang ihres Vaters sich zu den ersten Ansprüchen auf erwähnte Ehrenstelle berechtigt glaubte, und überdies sich auf die eigne Liebenswürdigkeit, die sie recht geltend zu machen sich vornahm, viel zu gute that, sah sich schon als täglicher Gast im gräflichen Schlosse. Wir werden hören, wie sie ihre Hoffnungen zu erreichen strebte, und in wie ferne sie erfüllt wurden. Laßt euch, liebe Leser, zuerst den Anzug beschreiben,

in dem das zehnjährige Mädchen in der Gesellschaft erschien. Um den zierlich hinaufgeschlungenen Zopf wand sich eine künstliche Rosenguirlande; das lange rosaseidene mit Spitzen verbrämte Gewand reichte bis auf die weißen Atlasschuhe; über dem linken Arm ruhte nachlässig der türkische Shawl, während die rechte Hand fest den kostbaren Sonnenschirm umfaßte. So gekleidet nahte sich Pauline mit einem dem Tanzmeister abgelernten Komplimente der Gräfin, die sich beim Anblick des Zierpüppchens eines leichten Lächelns nicht enthalten konnte. Letzteres, von seiner Gestalt ganz bezaubert, nahm dieses als Zeichen des Wohlgefallens auf, und suchte nun durch eine recht wort- und wohl auch kenntnißreiche Unterhaltung den günstigen Eindruck zu vermehren, den sie gemacht zu haben sich schmeichelte. Wohl fühlte sie den Unterschied, der zwischen ihr und den jungen Gräfinen herrschte, aber eben dadurch meinte sie um so mehr Aufsehen zu erregen, und von der Mutter als Vorbild eines guten Benehmens den Töchtern aufgestellt zu werden. Um sich nun bei jener einzuschmeicheln, verwarf sie verächtlich und so laut, daß die im andern Zimmer sitzenden Damen es hören mußten, die Spiele, welche die kleinen Gäste vorschlugen, indem sie äußerte: Comtesse Adelaide und ihre Schwester

Karoline würden an Lektüre, Musik oder geistreicher Unterhaltung größeres Gefallen finden, als an solchen Läppereien; gerne wolle sie daher in einem mitgebrachten Buche etwas vorlesen. Dies verbaten sich aber, zu Paulinens Verdruß, die Gräfinen, die es vorzogen, die kindlichen Unterhaltungen der andern zu theilen. Dabei nahm man nun leider auf die hochtrabenden Aeußerungen der Eitlen nicht Rücksicht, und sie mußte sich überzeugen, daß die anspruchlose Mathilde, die bescheidene Kathinka ihr weit vorgezogen wurden. Noch ver= zweifelte indessen Pauline nicht an dem Gelingen ihres Plans, selbst als die Erzieherin sie kalt zurückwies, baute sie noch auf die Gunst der Gräfin=Mutter. Wie unge= gründet ihre Zuversicht war, zeigte sich indessen dadurch, daß man nach einigen Tagen Mathilde und Kathinka als die Erwählten nannte. Pauline suchte sich nun durch bittere, tadelnde Aeußerungen, die den gemeinen Geschmack der Heildorf'schen Familie trafen, zu rächen, allein es ward ihr selbst Verachtung dafür zum Lohn; nur durch Bescheidenheit gefällt das Mädchen; nur durch Anspruchlosigkeit erhöht sie ihren innern Werth.

Die geknickte Blume.

Edmunde hatte zum Geburtstage von einer ihrer liebsten Freundinen eine seltene, in einem kostbaren porzellainenen Topf eingesetzte Blume erhalten; über den ziemlich breiten und dicken Blättern erhoben sich aus den grünen Kelchen mehrere feingezeichnete, rosenrothe Blüthen und verbreiteten süßen Duft. Edmunde hielt dies Geschenk sehr werth; täglich tränkte sie die Pflanze mit frischem Quellwasser, und drohten am Horizonte finstere Wolken mit Sturm und Regen, so wurde jene vorsichtig von dem Fenster entfernt und in das Innere des Zimmers gestellt. Auf diese Weise hoffte das Mädchen, das liebe Besitzthum recht lange sich zu sichern. Wie groß war daher ihr Schrecken, als sie eines Morgens, beim Eintritt in die Wohnstube, den Topf in Scherben, die abgebrochenen Blumen auf dem Boden zerstreut liegen und die Magd in Thränen davor knien sah. Letztere hatte beim Reinigen des Zimmers das leichte Tischchen, auf dem Edmundens Pflegling, wegen eines am Abend ausgebrochenen Gewitters, über Nacht stehen geblieben war, unachtsamer Weise umgestoßen, und jene dadurch ihrer Freude beraubt. Was that nun aber das Fräulein?

Manche meiner Leserinen würden vielleicht doch die Unvorsichtige tüchtig ausgescholten und ihr lange gezürnt haben. Nicht so die menschenfreundliche Edmunde. Selbst tief betrübt, suchte sie noch das weinende Dienstmädchen zu beruhigen, und sicherte ihr Verzeihung des Fehlers zu; ja sie wurde sogar ihre Fürsprecherin bei der Mutter, welche die Kunigunde zum Schadenersatz verurtheilte. „Beßtes Mütterchen!" sprach die milde Tochter, „ach vergib der Reuigen ihre Schuld; wie sollte sie bei ihrer Armuth das Geld auftreiben, das ein so theurer Topf kosten wird? vielleicht gedeiht die Pflanze, die ich sogleich in frische Erde versetzen will, doch wieder, und erblüht in dem geringern Gefäß eben so schön als vorher in dem kostbarern." Als indessen auch diese Hoffnung sich nicht erfüllt hatte, und das zarte Gewächs, das beim Sturz zu sehr an der Wurzel beschädigt worden war, dahin welkte, blieb das gute Kind dennoch freundlich gegen die Dienerin, die dafür die dankbarste Liebe ihrer jungen Gebieterin weihte, und Tag und Nacht sann, wie sie ihr dieselbe durch die That beweisen könne. Eine Gelegenheit zeigte sich bald; Kunigundens Bruder, der nebst seinen Eltern in einem mehrere Stunden von der Stadt entfernten Dorfe wohnte, hatte vor einigen

Monaten von einem durchmarschirenden Soldaten ein niedliches Windhündchen bekommen; es war gelb und weiß gefleckt, und wegen seiner schönen Zeichnung und schlanken Gestalt der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Als Kunigunde bei einem Besuch, den die ihrigen von ihr erhielten, seine Bekanntschaft machte, entstand sogleich der Wunsch in ihr, Edmunden, welche die Hunde sehr liebte, damit zu beschenken; ihre Mutter, froh des unnützen Kostgängers los zu werden, bestimmte den Sohn zur Abtretung seines Eigenthums, und seine Schwester erreichte vollkommen ihre Absicht; ihr Fräulein war hocherfreut über das hübsche Thierchen, das sich bald an seine liebevolle Herrin gewöhnte. Durch ihre Sanftmuth und Nachsicht hatte nun Edmunde zwei Wesen an sich gekettet, deren treue Ergebenheit ihr noch nach Jahren von wesentlichem Nutzen war.

Das liebenswürdige Geschwisterpaar.

Rührend war die Zärtlichkeit, mit der sich die beiden Geschwister Robert und Adeline umfaßten. Nie entstand ein Streit zwischen ihnen; was letztere wollte,

damit stimmte der Bruder überein und für diesen gab es kein Vergnügen, wenn Linchen nicht auch Theil daran nahm. Die Eltern und jedermann, der Gelegenheit fand, die Kleinen zu beobachten, freuten sich des ungestörten Einverständnisses, von dem sich nun meine lieben Leser durch folgende aufgestellte Beispiele gleichfalls überzeugen werden.

Mehrere Familien verabredeten einen Spaziergang nach einem benachbarten Kirschgarten; Herr und Frau Richter wollten sich jenen anschließen, und Robert und Adeline sollten sie begleiten. Schon den ganzen Tag vorher beschäftigte diese Parthie die Kinder auf die angenehmste Weise, und sie zählten die Stunden, die noch verstreichen mußten, ehe sie ihre Leckermäulchen mit den süßen Früchten befriedigen konnten. Da erkrankte in der Nacht Linchen, und obgleich am andern Morgen das Uebel schon ziemlich gehoben war, so gestattete doch die besorgte Mutter nicht, daß das Töchterchen sich den noch schwachen Magen mit Kirschen beschwere; es wurde also beschlossen, Line müsse, wenn sie mitginge, sich für heute den Genuß jener versagen, oder ganz auf die Lustbarkeit verzichten. Beides würde dem armen Mädchen gleich schwer gefallen seyn, hätte ihr nicht Robert die

Unannehmlichkeit ertragen helfen. „Was?“ sprach er, „in Kirschgarten sollst du gehen und keine Kirschen essen? das wäre schön, da müßte man dir ja das Mäulchen verbinden. Weißt du was, ich bleibe auch zurück, wir werden uns schon zu Hause die Zeit vertreiben.“ Zwar wollte die Schwester dies Opfer nicht annehmen, allein Robert beharrte auf seinem Entschlusse, und fühlte sich reichlich durch die Ruhe, mit der Adeline die Entbehrung ertrug, entschädigt. Letztere verdiente indessen die Rücksichtsnahme des Bruders, da sie ihm dieselbe im gleichen Grade weihte, und oft schon hatte sie ihn dadurch von drohenden Strafen befreit. Sah sie z. E. daß in Robert's Schrank nichts an der gehörigen Stelle oder im Bücherfach Alles bunt durcheinander lag, so übernahm sie schnell das Ordnen desselben; in einer Stunde war dann dessen Besitzthum nett und rein; und nicht ein Wörtchen verrieth Adelinens Verdienst dabei. Einmal empfing sie sogar körperliche Züchtigung statt des Bruders. Beide Kinder spielten nach Tisch im Wohnzimmer mit dem Ball, Robert's Wurf traf des Vaters werthvolle Pfeife, die am Nagel hing, sie fiel auf den Boden, und der theure Kopf zersprang. Erschrocken betrachtete der Knabe den Schaden, allein da

es eben zwei Uhr schlug, zu welcher Zeit er die lateinische Stunde besuchen mußte, so eilte er fort, ohne das Geständniß seines Unrechts abgelegt zu haben. Kaum war der Schuldige aus dem Hause, als der Vater, in die Stube tretend, sogleich das gestiftete Unheil gewahrte. „Wer hat meine Pfeife zerbrochen," rief er zornig und die aufgehobene Hand traf Adelinen, die sich als die Thäterin bekannte.

Durch die Ueberzeugung, für den geliebten Bruder zu leiden, waren, bis zu dessen Rückkunft aus der Schule, die Thränen schon lange gestillt, die anfangs über des Mädchens brennende Wange träufelten, und nie würde jener von der erduldeten Strafe etwas erfahren haben, hätte ihm nicht sogleich beim Eintritt in seine Wohnung die Magd den Vorgang mitgetheilt. Dies war zu viel für Robert's brüderliches Herz! Er selbst hatte gefehlt, und Linchen hat dafür gebüßt. Es traf sie vielleicht noch ferner das Mißfallen des Vaters? — nein, dies durfte er nicht zugeben! Er eilte ungesäumt zu den Eltern, und theilte ihnen die Wahrheit mit. Wie konnte Herr Richter nun noch zürnen? Bewegt umarmte er die edelmüthigen Kinder, die ihn zwar um eine Pfeife ärmer, aber durch die Kenntniß von ihrem innern Werth unend-

lich reich gemacht hatten. Er und seine Gattin erflehten vom Himmel die längste Dauer dem schönen Geschwister-bunde, und dieser Wunsch wurde auch erfüllt; die Liebe, die Robert und Adeline in den Tagen der Kindheit umschlang, beglückte sie noch im späten Alter.

Die Großtante.

Fräulein Sabine, die Tante des Hofraths Roderich, lebte schon seit mehrern Jahren im Hause desselben. Ihre vielen, guten Eigenschaften hatten ihr die Liebe der Kinder erworben, und trotz der durch zunehmendes Alter bei ihr sich mehrenden Eigenheiten, weihten sie ihr die größte Ehrerbietung. Nur des zehnjährigen Theodors Benehmen gegen sie glich nicht dem seiner Geschwister. „Du hast mir nichts zu befehlen, du bist nicht meine Mutter.“ Auf solche und ähnliche unanständige Weise beantwortete er oft die Warnungen und Ermahnungen der Großtante; ja nicht selten floßen sogar Schimpfworte von seinen Lippen. Dieß verdroß jene; doch am meisten kränkte sie die Abneigung, die Theodor gegen den niedlichen Mignon, ihr Leibkätzchen, hegte; je mehr sie in-

dessen dagegen eiferte, desto mehr suchte der Neffe „die falsche Kreatur," wie er sich ausdrückte, zu necken und zu quälen. Er trieb es noch weiter, und entwendete ihr, so oft es möglich war, das gute, ausgesuchte Futter, das von ihrer Gönnerin ihr bestimmt war, und vertauschte es mit dem groben und gewöhnlichen seines Azors. Für ein solches offenes Widerstreben hätte freilich der Unartige bei allen Geschenken, die die Großtante so reichlich spendete, ausgeschlossen zu werden verdient; allein Sabina war zu versöhnlich, um ihn so empfindlich zu strafen, und er sündigte immer wieder auf die Güte derselben. Diese bewies sich noch auf eine ausgezeichnetere Art, als ein heftiges Fieber Theodorn ans Bett fesselte. Die Mutter war durch die Pflege der kleinen Side, die zu gleicher Zeit mit dem ältesten Sohne kränkelte, ganz in Anspruch genommen, den Vater entfernten Dienstgeschäfte vom Lager der Kinder; wie verlassen wäre nun der Knabe gewesen, hätte sich nicht die großmüthige Tante seiner angenommen! Sie vergalt nun Böses mit Gutem, sie reichte ihm alle Arzneien, bereitete selbst für ihn kühlende Getränke, gesunde Speisen und suchte ihn in den Stunden, wo seine Schmerzen nicht heftig waren, durch Erzählungen oder Spiele zu

unterhalten. Voll Reue empfing der durch seine körperliche Schwäche ohnehin milder gestimmte Theodor diese Erweisungen der Liebe, und der feste Vorsatz, sein Betragen gegen Sabinen zu verbessern, ward zur That.

Den ersten Beweis seiner Sinnesänderung gab er durch die Ueberraschung, die er der Tante am Abende ihres Namensfestes bereitete. Als sie, von einer Spatzierfahrt zurückkehrend, ihr Zimmer betrat, und Mignon, der sie wie gewöhnlich schmeichelnd begrüßte, liebkosen wollte, bemerkte sie den schneeweißen Nacken ihres Lieblings mit einem neuen Halsband umschlungen. Es war von himmelblauem Sammt und ein silbernes Schlößchen hielt es zusammen. Auf dem Bande las man die gestickten Worte: Treuer noch als Mignon liebt dich der dankbare Theodor. Die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigte sich bald, denn das Kätzchen fiel nicht lange hernach in Ungnade, weil es in einer unglücklichen unbewachten Minute, seiner Natur getreu, heimtückisch seine gütige Gebieterin, die auf dem Sopha der Ruhe pflegend lag, so sehr das Gesicht zerkratzte, daß diese heftige Schmerzen litt. Der Neffe aber widmete von nun an, bis zum Tode, der Großtante die zarteste Aufmerksamkeit, und als sie später noch schwächer

und unfähig zu jeder Beschäftigung ward, benützte er, eingedenk der Zeit, die jene einst an seinem Krankenlager zugebracht hatte, die Stunden der Muse dazu, durch das Vorlesen passender Bücher oder durch unterhaltende Gespräche, die Langeweile aus der Nähe Sabinens zu verbannen.

Die Weinlese.

Herr von Reizenthal, ein eifriger Geschäftsmann, hatte so eben für heute Feierabend gemacht, und wollte zu den Seinigen eilen, als sein ältester Sohn Albert, ein Knabe von 11 Jahren, zu ihm gelaufen kam und schmeichelnd zu ihm aufblickend sagte: „Lieber Vater, ich habe eine Bitte an dich, deren Erfüllung mir ein großes Vergnügen bereiten würde, wirst du sie mir aber gewähren?“ — „Wenn sie so ist, daß ich kann, mit Freuden, mein Sohn! Laß sie hören,“ erwiederte der Vater; worauf jener erzählte: „Herr Friedemann, mein Hofmeister, erhielt heute einen Brief von seinen Verwandten aus Franken, von denen er mir schon so viel Gutes und Liebes erzählte, daß ich sie gerne kennen

lernen möchte. Sie luden ihn ein, sie zur Zeit der bevorstehenden Weinlese zu besuchen. Obgleich er nun gerne ihrer Aufforderung folgen möchte, so will er mich doch nicht verlassen, und nur dann gehen, wenn du erlaubst, daß ich ihn begleite. Wir würden in 2 Tagmärschen den Weg von 14 bis 15 Stunden bequem zurück legen, ich könnte viel Neues lernen und er die Seinigen, bei denen er seit zwei Jahren nicht mehr war, wiedersehen. O Väterchen! sage ja! du beglückst dadurch recht viele Menschen." „Wenn mein Albert mir verspricht, daß er sich sowohl in Eichenberg, als auch nach seiner Zurückkunft stets bemühen wird, seinen Eltern und seinem Lehrer Freude und Ehre zu machen; wenn Friedemann dich mitnehmen will, und er glaubt, daß du in seinem Vaterhause willkommen bist, so hast du meine Einwilligung, und auch, wie ich hoffe, die der Mutter." Entzückt dankte ihm der Knabe, und stürmte zu Frau von Reizenthal, in deren ängstlichem Gemüthe der Gedanke an die Fußreise ihres Sohnes freilich manche Sorge erweckte. Jedoch sie kannte Herrn Friedemann, wußte, daß er wie ein Vater seinen Zögling liebe, sah diesen mit bittender Miene vor sich stehen, unterdrückte also ihre Besorgnisse

und beglückte Alberten durch ihre Zustimmung. Jubelnd verkündete er nun seine Freude allen Hausgenossen, und schnell wurden die Anstalten zu der kleinen Reise getroffen, so daß sie schon nach einigen Tagen fröhlich dieselbe antraten. Der schönste Herbstmorgen lächelte sie an, und die Mannigfaltigkeit der Gegend, die, je weiter sie sich von der Heimath entfernten, desto mehr den Reiz der Neuheit für den Knaben enthielt, ergötzte Alberten, und er überließ sich mit seinem Lehrer ganz dem Vergnügen darüber. Bald aber nahm ihr Gespräch eine ernstere Wendung, wozu eine Begebenheit, die sich in einem kleinen Dorfe, durch welches sie der Weg führte, ereignete, Veranlassung gab. Schon von weitem sahen die Wanderer dicken schwarzen Rauch in die Höhe steigen, und sie fanden später die Vermuthung, daß es hier brenne, gegründet. Durch die um den Aschenhaufen, zu dem eine Scheuer verwandelt war, stehenden Leute erfuhren sie, daß man glaube, der Mann habe selbst sein Haus aus Unvorsichtigkeit angezündet, indem dieser Fehler ihm von Jugend auf eigen gewesen sei, und er schon seinem Vater und sich manchen Schaden dadurch zugefügt habe. Nun hatte man ihn gestern mit glimmender, unbedeckter Pfeife auf dem Boden der Scheuer

die mit den Erzeugnissen des fruchtbaren Sommers angefüllt war, herumgehen sehen, weshalb man vermuthe, daß ein Funken in's Heu gefallen sei und das Feuer entzündet habe. Schon war dieses indessen gelöscht, und unsere Reisenden verließen, nachdem sie dem Verunglückten ein kleines Geldgeschenk gemacht hatten, die Stätte des Grausens. Herr Friedemann benutzte aber diese Gelegenheit, seinen Zögling, der sich auch öfters den Fehler der Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen ließ, auf das Eindringendste davor zu warnen. Ohne weiteres Abentheuer erreichten sie endlich am Abend des zweiten Tages Eichenberg, wo Herr Friedemann von den Eltern und Geschwistern jubelnd, Albert höchst freundlich empfangen wurde. Den folgenden Tag begab man sich schon auf den Weinberg, wo von den daran grenzenden Höhen ihnen lauter Jubel entgegenschallte, und auf welchen die vielen Winzer und Winzerinen in ihrer regen Thätigkeit einen malerischen Anblick gewährten. Fröhlich machte sich nun auch die Friedemann'sche Familie an die Arbeit, die für Albert neu war, aber ihm vieles Vergnügen verschaffte. Bald hätte indessen die allgemeine Freude in große Betrübniß durch ihn verwandelt werden können. Wohl hatte das Ereigniß mit

dem Brande in ihm den Vorsatz erweckt, in Zukunft vorsichtiger zu sein, allein ihm fehlte noch Beharrlichkeit und Kraft, jenem getreu zu bleiben; ja als er gegen Abend auf einer Bank ein Pistol liegen sah, (indem es in Weinländern gewöhnlich ist, auch durch Schießen die allgemeine Freude kund zu thun) so vergaß er seine guten Entschließungen, und folgte der großen Vorliebe, die er von jeher für Schießgewehre hegte. Er nahm sogleich jenes in die Hand, und spielte damit, ohne daran zu denken, daß es geladen sein könnte. Dies war aber der Fall, und bei einem unvorsichtigen Druck der Hand ging es los. Zum Glück befand sich kein Mensch in der Nähe, und es wurde also Niemand beschädigt. Auch Alberten wiederfuhr kein Unglück; allein der Schrecken hatte ihn so angegriffen, daß, als der auf den Schuß herbeieilende Lehrer ihn in diesem Zustande sahe, derselbe für jetzt unterlassen mußte, mit ihm zu schmälen, und nur für seine Gesundheit besorgt war. Albert erholte sich bald wieder, und nun folgten freilich strenge Verweise und ernste Ermahnungen. Die Begebenheit selbst hatte aber auf ihn einen wohlthätigen Eindruck gemacht und ihn plötzlich zu dem vorsichtigsten Menschen umgewandelt.

Stadtbibliothek
Augsburg

So verstrichen denn nun auch die übrigen Tage ihres Aufenthaltes in Eichenberg ohne Störung, und nur ungerne dachte man an Trennung und Aufbruch. Allein es mußte letzterer erfolgen; denn schon war die Zeit, welche Herr von Reizenthal zur Rückkehr bestimmt hatte, verstrichen und Lehrer und Zögling wollten dessen Güte nicht mißbrauchen. Glücklich im Vaterhause angelangt, erregte das gegenseitige Wiedersehen dort großen Jubel, und Albert dankte den gütigen Eltern innig für die Erlaubniß zu der frohen und folgereichen Reise. Oft und viel mußte er den Seinigen davon erzählen, und ihm selbst gewährte die Erinnerung mannigfachen Nachgenuß. Aber er segnete jene auch nicht selten im Stillen, da sie ihm manche unangenehme Erfahrung in der Zukunft ersparte, indem ihn das obenerwähnte Ereigniß für sein ganzes Leben vorsichtig gemacht hatte.

Der neue Hut.

Die Putzmacherin schickte Selmas neuen Strohhut. Als die Mutter ihn aus dem Korbe nahm, besah und lobte, da klatschte das Töchterchen vor Entzücken in die

Hände. „Nicht wahr Mütterchen, er ist herrlich, er ist schön ausgefallen?“ jauchzte sie, „wie werden meine Gespielinen staunen, wenn ich heute bei Wellers Tinchen damit erscheine! ich darf ihn doch gleich aufsetzen?“ „Ich rathe nicht dazu,“ erwiederte die besonnene Mutter, „der Weg nach Baumhof ist doch ziemlich weit, schon zieht schwarzes Gewölke am Horizont auf; wirst du beregnet, so ist der neue Kopfputz verdorben. Zu dem heutigen Spatziergang ist wirklich der geringere gut genug.“ Selma bat dringend um die Erfüllung ihres Wunsches, allein Frau Winter bestimmte, daß nach ihrem schon ertheilten Ausspruch gehandelt werden müsse. Diese war an demselben Tag nebst ihrem Gatten zum Mittagessen von einem reichen Verwandten, Selma aber, wie wir schon wissen, für Nachmittag zu einer ihrer Freundinen, die eine halbe Stunde von der Stadt einen Landsitz bewohnte, eingeladen worden. Die Kleine konnte die abschlägige Antwort der Mutter gar nicht verschmerzen, und als sie in Abwesenheit der Eltern sich anzuziehen begann, klagte sie aufs Neue darüber. „O wie hübsch,“ seufzte sie, „müßte zu dem grünen Kattunkleid, zu dem feingestickten Kragen das rosenrothe Band, das vom neuen Strohhut herabflattert, stehen! Wie könnte ich

mich schmücken, hätte nicht übertriebene Aengstlichkeit meine unschuldige Bitte verweigert, und mich zum Tragen des schlechten altmodischen Hütchens, das meinen ganzen Anzug beschimpft, verdammt.“ Dies Selbstgespräch ward vor dem Schranke gehalten, von dessen oberem Fache der gepriesene Kopfputz recht lockend auf die wehmüthige Selma herabschaute, und je länger sie ihn betrachtete, desto mehr wuchs die Begierde, den mütterlichen Besorgnissen zum Trotz, den eigenen Willen durchzusetzen. „Was thuts,“ dachte sie, „wenn ich auch einmal auf meinem Köpfchen beharre? die Eltern bleiben beim Onkel bis tief in die Nacht hinein; schon lange bin ich bis dorthin wieder zu Hause, so wie auch mein Hut gut aufgehoben in seinem Behältniß, und die Mutter ahnets nicht einmal, wie allerliebst gekleidet sich heute ihre Selma in der Gesellschaft zeigte!“ Gedacht, gethan! Froh und schnell kleidete sich nun die Eitle an, besah ihr durch den feinen Strohschirm geschütztes Lärvchen wiederholt im Spiegel, und ging fort, nachdem sie der Magd strenge Verschwiegenheit über ihren Putz anempfohlen hatte. An Ort und Stelle angelangt, ward der Hut behutsam aufgehoben und sorgfältig vor jedem Druck bewahrt. Nicht so gut kam er auf dem Nachhauseweg

davon. Noch hatte die Kindergesellschaft, in deren Begleitung sich einige Erwachsene befanden, eine ziemliche Strecke Wegs bis zur Stadt zurückzulegen, als die schweren Wolken, welche Frau Winter schon am Morgen bemerkt hatte, drohender wurden, und sich endlich in einen tüchtigen Platzregen ergossen. Die kleine Schaar war bald bis auf die Haut durchnäßt, aber dennoch mußte sie, dem Unwetter Trotz bietend, fortwandeln, denn man befand sich auf offener Landstraße, und nirgends bot sich in der Nähe ein Obdach dar. Um das Uebel und Selma's Angst zu vermehren, jagte dieser der heftige Sturm das Hütchen, dessen Bänder, wie es die Mode erheischte, nicht unter dem Kinn geschlungen waren, vom Kopfe, und warf es, trotz des Sträubens und Haschens der Weinenden, weit weg in einen mit schmutzigem Wasser angefüllten Graben. O Himmel, in welchem Zustand zeigte sich nun der theure Kopfputz seiner Besitzerin! Koth und Nässe hatten seine ursprüngliche geschmackvolle Form ganz unkenntlich gemacht, und kaum ließ sich eine Wiederherstellung hoffen. Den Verdruß der Mutter, als sie die saubere Bescherung erblickte, und Selma's Schuld dabei offenbar ward, kann man sich denken. Noch lange mußte letztere dafür büßen, indem sie verurtheilt wurde,

sich während des ganzen Sommers des von ihr so verachteten alten Huts zu bedienen. Jeder Blick darauf drückte den Stachel der Reue tiefer in die Brust der Ungehorsamen, und nie mehr widersetzte sie sich den verständigen Anordnungen der Mutter.

Der Glückstopf.

Die sanfte achtjährige Bertha konnte immer kaum die Zeit erwarten, wo ihr geliebtes, um zwei Jahre älteres Brüderchen von der Schule nach Hause kam, denn sie hing mit unbeschreiblicher Liebe an dem muntern, höchst gutmüthigen Knaben. Alles, was Adolph von Bertha verlangte, gewährte sie ihm, wenn es auch oft mit kleinen Opfern von ihrer Seite verbunden war; immer sann sie darauf, ihm die oder jene freudige Ueberraschung zu bereiten, den oder jenen Vortheil ihm zu verschaffen, ja sie erduldete sogar zuweilen freiwillig eine Strafe für ihn, und schob die Schuld auf sich, wenn doch Adolph der Fehlende war. Kam dieser aber dahinter, so trat er mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe auf, bekannte sein Vergehen, und strebte durch verdop=

pelte Zärtlichkeit dem Schwesterchen den neuen Beweis ihrer Liebe zu vergelten, besonders durch Bezähmung seines aufbrausenden Wesens, unter dem öfters Bertha ein wenig leiden mußte. Jede auf diese Art erlittene Kränkung suchte ihr der reuige Bruder wohl auf der Stelle wieder zu vergüten, und der Friede unter den Geschwistern wurde nie auf lange unterbrochen, sondern herrschte, zur Freude Aller, die sie kannten und beobachteten, dauernd unter ihnen. Es war ein schöner Anblick, wenn Bruder und Schwester, sich innig umschlingend, mit einander einher wandelten, eifrig plaudernd, und nicht selten sah man, wie Adolph im Lauf des Gesprächs schnell einen Kuß auf Bertha's Stirne drückte, oder diese des Bruders Wange streichelte. Von Zeit zu Zeit wurden die Geschwister in kleine Kinderkreise eingeladen, aber nicht immer kehrten sie befriedigt aus ihnen nach Hause; zuweilen störte sie die Uneinigkeit zwischen Brüdern und Schwestern, die sie dort bemerkten, oder sie wurden mit ihrer geschwisterlichen Zärtlichkeit geneckt, Adolph der Advokat der Schwester, und diese seine gehorsame Dienerin genannt, oder es ging dem einen Theil dies und jenes nicht nach Wunsch, was dann auch die Freude des andern Theils minderte. Kurz,

sie sehnten sich nicht in Kindergesellschaften, sondern waren sich selbst genug, und beschäftigten sich zu Hause auf recht nützliche und angenehme Weise. Hatte Adolph nach der Schule seine Lernaufgabe gelöst, und Bertha fleißig bei der Mutter gestrickt oder genäht, dann ging es zum gemeinschaftlichen Spiel, wozu die gütigen Eltern alle nöthigen Hülfsmittel an Weihnachten und Geburtstägen herbeigeschafft hatten, oder man begab sich ins freundliche Hausgärtchen, besonders wenn Mütterchen mit ihrer Arbeit in der Weinlaube Platz genommen hatte, und spielte hier Gärtner und Gärtnerin; denn der Rasen bot gar manche Kräuter, die dem wirklichen Gemüß ähnelten, welche dann der liebenden Mutter zum Verkauf angeboten und von ihr auch gegen Hingabe einiger Rechenpfennige gekauft wurden. Einst hatte sich Bertha wieder auf die Rückkehr des Bruders aus der Schule kindlich gefreut, um sich mit einem kurz zuvor von ihrer Pathin erhaltenen Spielzeug — es war ein schöner Garten von Zinn — gemeinsam zu unterhalten, und dabei noch überdies mit Adolph über das den Kindern bevorstehende Vergnügen zu plaudern — es war nämlich für den folgenden Tag eine Fahrt zum Jahrmarkt im Seethal beschlossen; — als der Knabe mit verweinten Augen und

tief betrübt eintrat. Erschrocken eilte Bertha auf ihn zu und bestürmte ihn mit Fragen wegen seiner Traurigkeit. Seine Heftigkeit verleitete ihn, das theilnehmende Mädchen unfreundlich abzuweisen; doch schnell bereute er sein undankbares Benehmen; mit neuhervorströmenden Thränen bat er, das Schwesterchen zärtlich umschlingend, dasselbe um Verzeihung und erzählte schluchzend, daß Herr Liebmann seine lateinische Aufgabe so fehlerhaft und schlecht gefunden habe, daß er sie ihm durchstrich und den strengen Befehl beifügte: sie dem Vater zu zeigen, und bis Morgen noch einmal und besser zu liefern. „Gerne," fügte der Knabe am Schluß hinzu, "wollte ich, statt zu spielen, den letzten Ausspruch des Lehrers erfüllen, hätte er nur den ersten zurückgenommen, aber — ich kenne den Vater, — gewiß verurtheilt er mich zur Strafe für meinen Leichtsinn an der morgenden Spatzierfahrt keinen Theil zu nehmen, und ich hatte mich doch so sehr darauf gefreut!" Bertha weinte nun auch und versicherte: daß, wenn Adolph zu Haus bleiben müsse, sie ebenfalls nicht mitführe, „denn", sagte sie: „welch' Vergnügen hätte ich denn, wenn ich dich traurig und alleine mir denken müßte? nein, nein, komm Adolph! wir wollen gleich zu den Eltern gehen, du gestehest

deinen Fehler, und ich bitte für dich, hilft es nichts, so werde ich so lange in den Vater und die Mutter dringen, bis sie mir erlauben, dir deine Einsamkeit zu versüßen:" — Bertha zog den Bruder mit sich fort, und ließ keine seiner Einwendungen gelten, und während Herr v. Lindenbach des Sohnes Bekenntniß finster und unwillig aufnahm, schmeichelte Bertha um das Mütterchen herum, sie zu bewegen, mit ihr vereint für den Bruder Verzeihung auszuwirken; doch die beiden Eltern wollten sich nicht dazu verstehen, ihre Wünsche zu erfüllen, da erklärte Bertha: sie könne nun auch unmöglich mit nach Seethal fahren, und man möchte ihr gestatten, zurückbleiben zu dürfen. Die heftige Gemüthsbewegung, in welche die Kleine gerieth, und ihr lauter Schmerz um des Bruders Leid bestimmten endlich den Vater, sein strenges Urtheil zu mildern, und mit der Bedingung, daß Adolph seine Aufgabe diesen Abend auf's sorgfältigste lösen müsse, sicherte er ihm Vergebung zu. Mit stürmischer Freude und Dankbarkeit liebkoste ihn Bertha dafür, eilte dann fort, packte ihren Spielkram, den sie schon bereit gemacht hatte, schnell zusammen, und setzte sich mit ihrem Strickstrumpf neben das fleißig arbeitende Brüderchen, um ja nichts vor ihm voraus zu

haben. Erst als er seine Arbeit beendigt, und, sie dem Vater zeigend, dessen Zufriedenheit darüber erlangt hatte, ging sie mit Adolph Hand in Hand im Gärtchen herum, und beide Kinder schwatzten mit einander von dem kommenden Tag und seinen Freuden.

Als der Morgen graute, verließen sie schnell ihr Lager, und konnten, nachdem sie sich schon völlig zur Reise gerüstet hatten, kaum den Wagen erwarten. Endlich erschien er, mit Jubel stiegen sie ein und freuten sich des herrlichen Wetters, das ihre Fahrt begünstigte. Der Weg führte sie zuerst an grünen und mit Blumen wie mit buntem Schmelz bedeckten Wiesen, an üppig wallenden Kornfeldern vorüber, dann lud sie der Schatten hoher Fichten und Tannen ein, und sie fuhren lange durch ein dickes Gehölz, das mitunter auch lichter wurde, und manches hübsche Plätzchen bot hier einen Steinbruch, dort eine Höhle, hier einen großen Rasenplatz, dort einen Hohlweg, wo die Kinderchen auf beiden Seiten die Blümchen mit der Hand erreichen konnten, die einzeln aus der Felsenwand sproßten und ihnen zunickten. Auch durch manche freundliche Dörfer mußten unsere Reisenden fahren, wo ihnen von den ehrlichen Landleuten ein herzlicher Morgengruß zugerufen wurde.

Seethal lag vier Stunden weit entfernt, aber durch die Mannigfaltigkeit des Wegs, so wie durch der Eltern angenehme und zugleich lehrreiche Unterhaltung verfloß den Kindern die Zeit sehr schnell, und sie waren ganz erstaunt, als der Wagen vor der Wohnung des Pastors Walther hielt. Dieser hatte mit Herrn v. Lindenbach zugleich vor Jahren eine und dieselbe hohe Schule besucht, und beide waren sich treue Freunde geblieben; darum wurde jener auch mit seiner Familie in dem gastfreundlichen Hause fröhlich willkommen geheißen. Beim Eintritt in das Zimmer fanden die Gäste einen großen runden Tisch reinlich gedeckt, auf demselben ein Kaffeezeug von blauem Meißner Porzellain, und zwei große Kuchen, dick mit Zucker bestreut. Ein sehr einladender Anblick für Adolph und Bertha, und es war kein langes Zureden von Seiten der Hauswirthe nöthig, um sich das mit Herzlichkeit Dargebotene trefflich schmecken zu lassen. Die geschäftige Hausfrau füllte immer wieder schnell die leer gewordene Tasse, belegte die Teller immer wieder frisch mit Kuchen, und ihr Gatte sorgte dabei für die Unterhaltung der Freunde, wobei er nicht vergaß, für Herrn von Lindenbach und sich das Pfeifchen von Neuem anzuzünden, wenn im

Feuer der Rede die Glut desselben verglommen war. Lottchen, die einzige Tochter des Pastors, zählte zwölf Jahre, und war ein gutes, fleißiges Mädchen, welches der Mutter schon wesentliche Dienste leistete. Auch jetzt bot sie mit den Eltern Alles auf, damit sich die lieben Gäste doch ja recht heimisch bei ihnen fühlen möchten. Dies war wirklich der Fall, und Jeder wünschte im Stillen, den frohen Tag verlängern zu können. Nach dem Kaffeetrinken wurde im netten Pfarrgärtchen der herrliche Levkojenflor, die mit Früchten beladenen Bäume und der gelungene Melonenbau betrachtet und bewundert, und die Kinder vergnügten sich mit der vorhandenen Schauckel. Hierauf wurde ein gutes Mittagessen eingenommen, und nach demselben machte Lottchen den Geschwistern den Vorschlag, mit ihr zu den Buden zu gehen, welche in der Nähe des Wirthshauses aufgeschlagen waren; „und", setzte sie hinzu, „auch ein Glückstopf ist darunter, wo man recht hübsche Sächelchen um einen kleinen Einsatz gewinnen kann." „O das ist schön!" jubelte Adolph. „Komm, Herzensschwesterchen," fuhr er fort, „komm, wir wollen den Vater bitten, uns einige Geldstücke zu geben, damit wir auch unser Glück versuchen können." Ihre Bitte wurde

erfüllt, und dann wanderten sie mit Lottchen zur erwähnten Stelle. Dicht gedrängt stund eine Menge Menschen herum, und die Kinder konnten lange nicht hindurch kommen. Doch schon von ferne strahlten ihnen die schönen Gegenstände entgegen, die sie, wenn ihnen das Glück wohl wollte, gewinnen konnten, und machten sie lüstern darnach. Bertha sah sich schon im Geiste im Besitz eines niedlichen Körbchens, und Adolph schaute sehnsüchtig nach einem großen Farbkasten, den er sich vor Allem wünschte. Malen war seine liebste Beschäftigung und eben jetzt hatte er fast keine gefüllte Farbmuschel mehr.

Endlich kam an die Geschwister die Reihe, die Würfel zu nehmen. Bertha warf mit pochendem Herzen und — traf eine Niete, das heißt — sie gewann nichts. Adolph folgte, warf die glückliche Zahl 9, und für diese war der Farbkasten bestimmt. Des Knaben Augen leuchteten vor Freude, als der Besitzer der Bude ihm denselben hinreichte. Schon wollte er zulangen, da vernahm er einen ganz leise entschlüpften Seufzer des Schwesterchens, die neben ihm stund, und sein Blick folgte Bertha's ihrem, der noch immer an dem Körbchen hing. Das zu bemerken, und sich anders zu ent-

schließen, war das Werk eines Augenblicks. Er wies den Farbkasten zurück und bat dafür bescheiden um das Körbchen, was ihm gerne, doch mit Verwunderung bewilligt wurde, weil er ja als Knabe keinen Gebrauch davon machen konnte, und es auch unbedeutender an Werth war. Aber Adolph wiederholte seinen Wunsch und reichte dann das Körbchen Bertha schweigend mit einem süßen Kuß. Diese weigerte sich jedoch, es anzunehmen, und bestand darauf, daß er seinen rechtmäßigen Gewinnst behalten solle, allein vergebens, der Bruder ließ sich nicht bewegen, und das Mädchen mußte nachgeben. Alle Umstehenden rührte der edle Streit und die Liebe der Geschwister, und Lottchen mußte sich die Augen trocknen, so tief bewegt hatte sie diese Begebenheit. Auf dem Nachhausweg flüsterte Adolph Bertha zu: „Das Körbchen erinnere dich, mein Schwesterchen, an deine gestrige Handlungsweise, wärest du nicht gewesen, so säße ich zu Hause voll Trübsinn, während ich jetzt so vergnügt bin.“ „O du Goldbrüderchen!“ versetzte die Kleine und küßte Adolph mit aller Innigkeit. Zu Hause angelangt, erzählte Lottchen sogleich der Geschwister Verfahren. Herr von Lindenbach und seine Gattin vernahmen es mit großer Freude, und die guten

Pfarrleute überhäuften jene mit Lobsprüchen. Bescheiden blickte dabei Adolph zur Erde und meinte, es verdiene kein Lob, daß er Bertha herzlich liebe, dies wäre ja ganz natürlich. Indessen ließ sich Pastor Walther durch diese Aeußerung doch nicht abhalten, von dem Eigenthümer des Glückstopfes den schönen Farbkasten holen zu lassen, und ihn Adolph zum Geschenk zu machen, während Lottchen Bertha dadurch schadlos hielt, daß sie ihr ein kleines, von ihr selbst gekleidetes Püppchen verehrte.

Endlich schlug die Stunde des Abschieds, die für Alle eine traurige Mahnung war. Der Nachhausweg wurde jedoch von der Familie Lindenbach unter süßen Erinnerungen an den so froh verlebten Tag zurückgelegt, und der Vater sagte zu Hause, als sich die Kinder zu Bett begaben und vorher nochmals ihren Dank für die genossenen Freuden aussprachen:

„Den reinsten Genuß gab euch und uns eure Geschwisterliebe. O diese sey und bleibe eure Begleiterin durchs Leben; sie ist für euch in Lust und Schmerz ein fester Stab, und für uns Eltern, wenn wir einst von der Erde scheiden müssen, ein hoher Trost, denn keines von euch wird sich je verlassen fühlen.“

Die Kartoffeln in der Schale.

Moritz Millner war ein verwöhntes Söhnchen, besonders machte er viele Forderungen hinsichtlich der Befriedigung seines Gaumens. Als kränkliches Kind ward ihm in frühern Jahren bei jeder für ihn nicht geeignet scheinenden Speise etwas Besonderes gekocht, und die Nachsicht der Mutter begünstigte auch noch in späterer Zeit diese üble Gewohnheit. Moritz, der kein Gemüse liebte, dem Kartoffeln ein Gräuel waren, der sich nur mit Fleisch und Geflügel, Obst und Backwerk nähren wollte, verstand sehr gut, die mütterliche Schwäche zu nützen. Sah er nun bei seinen häufigen Besuchen in der Küche, daß am Mittage Bohnen gekocht werden sollen, und klagte er, daß er diese nicht vertragen könne, so antwortete tröstend Frau Millner: „Beruhige dich nur, mein Söhnchen, es kommt ja nur auf dich an, ob du welche essen willst, deinetwegen ließ ich noch Kalbsfüße backen, und überdieß kannst du dich mit Fleisch sättigen.“ Auch dieses speiste jedoch der Genäschige auf besondere Art, indem er jedes Häutchen, jedes Stückchen Fett sorgfältig absonderte, und den Rand seines Tellers damit belegte. Jeder Tischgenosse, ja selbst die Dienstboten

äußerten sich im Stillen mißfällig über diese Ungezogenheit, und meinten, der Knabe würde sich schon noch anders gewöhnen müssen, wolle er einst in der Welt fortkommen, und sie hatten Recht. — Noch war Moritz nicht 10 Jahre alt, als ihm eine bösartige Seuche Vater und Mutter raubte, und obgleich der Sohn nicht vermögenslos zurückblieb, so vermißte er doch recht sehr in den Verhältnissen, in die er jetzt trat, seine gütigen Eltern. Ein Bruder der Frau Millner nahm sich des Verwaisten an; im Hause desselben, in Gesellschaft seiner Söhne, sollte Moritz erzogen werden. Ehe er indessen den Onkel dahin begleiten durfte, vergingen noch mehrere Wochen, die dieser mit dem Ordnen der Erbschaftsangelegenheiten zubrachte. Mit großer Unzufriedenheit bemerkte Herr Meier schon im Anfange des Zusammenlebens mit seinem Neffen dessen Unart, aber, obwohl er derselben nicht fröhnte, so wollte er doch nach und nach auf seinen Zögling wirken, um den Tiefbetrübten nicht gleich durch Strenge gegen sich einzunehmen. Er hoffte, im Umgang mit den Seinigen, wo weder ein Abneigung noch Vorliebe gegen und für eine oder die andere Speise berücksichtigt wurde, würde sich dieser Fehler am Leichtesten verlieren. Indessen trug

schon vorher ein Zufall viel dazu bei. Eine Entfernung von 16 Stunden lag zwischen der Vaterstadt Moritzens und der, in welcher er zukünftig wohnen sollte, und wiewohl er sich, als die Reise dorthin angetreten ward, in Gesellschaft seines Verwandten sehr früh auf den Weg gemacht hatte, so konnte er dennoch das Ziel derselben erst am späten Abend zu erreichen hoffen. Ein ungünstiges Ereigniß trat indessen störend seinen Wünschen entgegen. Die Straße führte über einen sehr hohen Berg. Der Kutscher, der fast den Fuß desselben herabwärts schon erreicht hatte und nun keine Gefahr mehr befürchtete, beobachtete nicht mehr die gehörige Vorsicht, und das Fuhrwerk stürzte um. Glücklicherweise wurden die Reisenden nicht bedeutend beschädigt, desto mehr hatte aber der Wagen gelitten; ja in seinem jetzigen Zustand konnte er unmöglich zur Fortsetzung der Fahrt gebraucht werden, und man sah sich genöthigt, in Wiesenau, einem kleinen Dorfe, anzuhalten. Der herbeigerufene Schmied erklärte, daß heute der Schaden nicht mehr hergestellt werden könnte, und da Herrn Meier eine so eben erhaltene Quetschung am Fuß beim Gehen hinderte, so beschloß er, in der Schenke ein Nachtquartier zu wählen. Es ward das Abendessen bestellt, worauf

sich Moritz, der bei gutem Appetit war, sehr freute; allein ganz andere Gerichte als die, welche er erwartet hatte, erschienen, denn die Wirthin äußerte, daß sie eben jetzt mit gar nichts versehen sei, und ihren Gästen daher nur Kartoffeln und geräuchertes Schweinfleisch auftischen könne. Eine Schüssel voll der mehlreichsten Erdäpfel, von einem großen Stück Speck begleitet, ward wirklich bald aufgetragen. Herr Meier, durch häufige Reisen an allerlei Kost schon gewöhnt, und die einfachste nicht verschmähend, schälte sich sogleich ein paar recht gute aufgesprungene Kartoffeln ab, und forderte den Neffen auf, seinem Beispiele zu folgen. Dieser zog sich aber kopfschüttelnd zurück, indem er ärgerlich sagte: „Ach! dies fette Fleisch kann ich nun und nimmermehr leiden, und Kartoffeln in der Schale mag ich vollends gar nicht.“ „Da thuts mir leid für dich,“ erwiederte Herr Meier, „dann wirst du dich mit trockenem Brode begnügen müssen, und selbst dieses ist rauh und hart.“ „Und doch hungert mich so sehr!“ klagte der Knabe. Sein Begleiter, der den letzten Seufzer nicht zu hören schien, aß ruhig weiter, während dem Genäschigen, der sich lange nicht entschließen konnte, an der Mahlzeit Antheil zu nehmen, die Thränen über die bleichen Wangen liefen. Allein der Hunger thut

weh — er zwang endlich Moritzen, seine Abneigung zu bezwingen. Langsam griff er nach einem Erdapfel, mit finsterm Gesicht biß er hinein — doch wider Erwartung mundete ihm die fast noch nie gekostete Frucht, und bald war die zweite, dritte, vierte, ja selbst ein Stückchen Speck von ihm verzehrt worden. „Bravo, mein Sohn!" rief erfreut der Onkel, als der Knabe mit erheiterter Miene versicherte: die Kartoffeln seyen nicht so schlecht, als er gewähnt habe, und sogar der Speck wäre genießbar; er sey nun vollkommen gesättigt, und befinde sich sehr wohl darauf. „Wohl dir!" fuhr jener fort, „die Noth lehrte dich einen Fehler besiegen, der dir, da ihm unmöglich immer nachgegeben hätte werden können, noch viele trübe Stunden bereitet haben würde. Du hast dich nun einmal überzeugt, daß der Hunger die geringste Kost würze, und mußt du dich in Zukunft damit begnügen, so wird es dir leicht; glaube mir, du segnest noch die heute verzehrten Kartoffeln in der Schale." Der Onkel hatte recht. Nie mehr entäußerte sich der Knabe irgend einer Speise, und er fühlte sich stets gesund; stand jedesmal zufrieden vom Tische auf, und mancher Genuß ward ihm nun durch ein früher von ihm verachtetes Gericht zu Theil. Dankbar dachte er daher stets an das Abendessen in Wiesenau.

Vogel Pipi.

„Ach ein so niedliches Vögelchen mein eigen nennen zu können, wie würde mich dies beglücken!" sprach die sanfte Ida, indem sie theilnehmend zuschaute, wie begierig und emsig die Sperlinge und Rothkehlchen mit den kleinen Schnäbelchen die von dem Mädchen auf das Fensterbrett gestreuten Brosamen aufpickten. „Diese kleinen Gäste," fuhr sie dann fort, „sind mir zwar auch lieb und werth, aber wie bald werden sie mir ungetreu; wenn der Lenz alles mit frischem Grün bekleidet, dann suchen auch sie das Futter auf Fluren und Auen, und vor meinem Fenster bleiben die besten Krümmelchen unberührt; besser wäre es daher, wenn einer der Flüchtlinge mir gehörte, im Vogelbauer eingesperrt müßte er stets in meiner Nähe bleiben, und meine sorgfältige Pflege sollte ihm die Entbehrung der Freiheit vergessen machen." So plauderte die Kleine, hoffend, daß die gütige Mutter, aufmerksam auf die unschuldigen Wünsche ihrer Kinder, auch diesen berücksichtigen, und ihn dann am Namenstage, der demnächst erschien, erfüllen würde. Das Mädchen irrte sich jedoch — unter den mancherlei nützlichen und hübschen Spenden, die sie vor sich sah, befand sich — kein Vogel.

Glaubt ihr nun, daß Ida, gleichgültig gegen die elterliche Güte, die schönen Geschenke mürrisch betrachtet, und sich etwa gar unzufrieden darüber geäußert hätte? und alles dies nur deswegen, weil sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sah? — O nein! so betrug sich das gute Mädchen nicht. Niemand bemerkte an ihr eine Verstimmung, mit Wohlgefallen betrachtete sie das neue grüne Merinoskleid, den feingearbeiteten Kamm, das seidene Halstuch; dankbar umarmte sie die liebenden Eltern und bedenkend, daß, nebst der Befriedigung ihrer Bedürfnisse, die von ihr ersehnte Gabe diesmal zu große Kosten veranlaßt haben würde, tröstete sie sich mit dem Gedanken: daß ihr der Besitz eines Vogels vielleicht ein andermal zu Theil werden würde. Herr Lindner hätte übrigens einem noch weit bedeutendern Verlangen seiner Tochter genügen können, denn er war sehr reich, und zögerte nur deshalb mit der Befriedigung ihres Lieblingswunsches, um sich zu überzeugen, wie dessen Vereitelung auf ihre Stimmung wirken würde. Das liebe Kind bestand die Probe über alle Erwartung, sie sollte aber auch noch heute dafür belohnt werden.

Am Abende desselben Tages, als die bei Lindners versammelte Kindergesellschaft sich mit fröhlichem Spiele

die Zeit vertrieb, trat auf einmal ein ländlich gekleidetes Mädchen in den Kreis. Ihre Hand hielt einen grünlakirten, schiffartig geformten Käfich, in dessen Innerm ein wunderhübscher Kanarienvogel auf vergoldeten Stäben umherhüpfte. „Ist es etwa einem der Fräuleins gefällig, meinen Pipi zu kaufen?“ fragte die Kleine mit fremdartigem Tone. Ida schaute bittend die Mutter an, und diese erwiederte: „Wenn dein Reichthum zur Bezahlung des Vogels langt, magst du ihn haben.“ Erfreut und eilig holte die Tochter den Geldbeutel, aber langsam und beschämt zog sie ihn alsbald zurück, denn der gelbe Fremdling sollte einen Thaler kosten, und kaum halb so viel enthielt die Börse.

Abermals in ihren Erwartungen betrogen, konnte Ida kaum die sich hervordrängenden Zähren unterdrücken, doch sie wurden zu Freudenthränen; denn zu gleicher Zeit warf das Bauernmädchen die Verkappung herab, und jene erkannte in ihr ihre seit ein paar Monaten abwesend gewesene Schwester Friederike, die eben erst angelangt war, und ihr nun mit einem herzlichen Kuß den niedlichen Pipi als Geschenk überreichte. Alle Gespielinen bezeigten ihre freudige Theilnahme an dem neuen Gesellschafter, und die Mutter sprach, die überraschte Tochter

Vogel Pipi.

wohlgefällig anblickend: „Auf Erden bleibt uns mancher Wunsch unerfüllt; wohl jedem, der sich so dabei benimmt, wie du, meine Ida, wohl jedem, dem seine Selbstbeherrschung gleich belohnt wird! Geschieht dies indessen nicht immer schon hienieden, so zählt doch der himmlische Vater unsere Entbehrungen, und reich dafür entschädigt, freuen wir uns einst der irdischen Entsagung, wenn wir sie würdig ertrugen.

Hüte dich vor dem ersten Betrug.

Nachdenkend, den Kopf auf die Hand gestützt, saß Franz am Schreibepult, auf dem ein weißes Blatt Papier lag. Er sollte, nach dem Willen des Vaters, einen Danksagungsbrief an seinen Taufpathen, der ihn an Weihnachten reichlich beschenkt hatte, schreiben, und so sehr er sann, so wenig wollten geeignete Worte und Sätze aus der Feder fließen. Als sein Spielgefährte Herrmann, der zufällig erschien, die schwere Aufgabe, die sein Freund zu lösen hatte, vernahm, war er sogleich bereit zu helfen, und unter der Bedingung, die fremde Arbeit für die eigne ausgeben zu dürfen, wurde das

Anerbieten dankbar angenommen. Nach einer halben Stunde war ein ausgezeichnet gut verfaßter Brief aufgesetzt, und Franz durfte ihn nur abschreiben. Der Vater, erstaunt über die schnellen Fortschritte, die sein Sohn in der deutschen Sprache gemacht hatte, sprach lebhaft seine Zufriedenheit aus, noch erfreuter äußerte sich der Pathe in seinem Antwortsschreiben. Wohl fühlte der kleine Betrüger, wie wenig er dies Lob verdiene, doch hielt ihn falsche Scham von dem Geständniß seiner Schuld ab.

Theuer mußte er indessen dafür büßen. Herrmann, ein durchtriebener Knabe, hatte nicht umsonst dem Kameraden einen Dienst erzeigt, und die Verheimlichung des Vorfalls zugesagt. Alle Augenblicke wandte er sich nun bittend an jenen, und wollte ihm derselbe irgend etwas verweigern, so sprach er gleich: „erweisest du mir nicht den Gefallen, so erfährt Jedermann, wer den Brief nach Seekirchen schrieb.“ Diese Drohung bewirkte stets die Erfüllung von Herrmanns Wunsch. Das Vesperbrod, das Taschengeld, welches Franz reichlich erhielt, alles mußte dem begehrlichen Spielgenossen zu Gebote stehen, ja selbst zu Handlungen, die gegen Recht und Gewissen stritten, verführte Franzen der von ihm

Gefürchtete, und bitter bereute es oft ersterer, den Eltern nicht sogleich sein Vergehen mitgetheilt zu haben; je länger er aber damit säumte, desto mehr zitterte er vor der väterlichen Strenge, und der ersten unrechtmäßigen Handlung folgten noch schlimmere.

Einst theilte der gutmüthige Franz erfreut einigen seiner Bekannten mit, daß seine Mutter im jetzigen Herbst viele Pflaumen gedörrt und reichen Vorrath davon habe; Herrmann hörte es, er nahm den Erzähler bei Seite, und raunte ihm ins Ohr: „Höre, daß ich da auch meinen Antheil bekomme, ich rathe dirs!“ „Wenn dir aber die Mutter keine geben will,“ erwiederte Franz verlegen, wie dann?“ — „O du Pinsel!“ unterbrach ihn der andere, „geben? — nehmen mußt du welche, eine Schachtel voll einfüllen, das Loch wieder verdecken, und es überhaupt klug anfangen, daß niemand etwas davon merkt.“ „Stehlen soll ich? o Gott! nein, das kann ich nicht,“ rief jener in höchster Angst. Die Drohungen, die Zudringlichkeit des Verführers vermochten ihn jedoch endlich noch zur Erfüllung der ungeziemenden Forderung, und Franzen blieb die Strafe des bösen Gewissens, das immer stärker seine Rechte geltend machte, je mehr er den schlimmen Zumuthungen Folge leistete. Als aber

endlich Herrmann, der immer kein Geld hatte, und dem das, worüber sein unglücklicher Freund gebieten konnte, nicht lange genügte, diesen aufforderte, für ihn aus der Kasse seines Vaters einige Kronenthaler zu entwenden, da sträubte sich das noch nicht ganz unterdrückte bessere Gefühl in Franzens Brust, er verweigerte die Theilnahme an diesem Bubenstück standhaft. Die Furcht vor der Rache des Gereitzten ängstigte ihn jedoch nicht wenig, und diese innere Unruhe warf ihn endlich aufs Krankenlager. In den Fieberphantasien erfuhr der Vater die Vergehungen seines Sohnes, die dieser dann bei vollem Bewußtseyn nicht läugnen mochte. Franz wurde zur Strafe eine zeitlang aus dem Angesichte der Eltern verbannt und der Obhut eines braven Landgeistlichen übergeben, dessen einflußreicher Umgang bald die schlimmen Folgen des bösen Beispiels vertilgte, und seinen Zögling zu einem wackern Manne bildete.

Herrmann empfing den Lohn seiner schlechten Handlungen noch hienieden. Zu schlimmen Streichen stets aufgelegt, verwandte er seine Fähigkeiten größtentheils nur zur Ausführung derselben. Vom Gymnasium verstoßen, entlief er seinen darüber erzürnten Eltern und verband sich mit liederlichem Gesindel. Dadurch sank er

immer tiefer; er zog sich durch seine Ausschweifungen eine abzehrende Krankheit zu und starb im Blüthenalter, nachdem er mehrere Jahre mit Schmerzen und Mangel gekämpft hatte.

Das Gewitter und seine Folgen.

Nach ihren Unterrichtsstunden eilten August und Julchen zu der Mutter, und zeigten ihr mit strahlenden Blicken das Büchlein, in welches der Lehrer immer sein Lob oder Mißfallen über ihr Betragen niederschrieb; heute lautete es so, daß die Schüler einen Kuß von der Mutter zur Belohnung und den Befehl erhielten: ihre Hüte und Handschuhe zu holen und sich zu einem Spatziergang in ein nahgelegenes Dorf bereit zu halten. Die Geschwister klatschten in die Händchen, und vollendeten geschwind ihren Anzug, damit die gütige Mutter nicht lange warten durfte. Sie eilten an ihrer Seite durch die Straßen, sprangen gleich muntern Rehen über die duftenden Wiesen, und überhäuften ihre theure Begleiterin mit Blumen aller Art. Die Luft war sehr schwül, und als sie daher in dem schon erwähnten Dorfe angekommen waren, gebot

die besorgte Mutter den erhitzten Kleinen, sich jetzt mit ihr auf eine Bank, die unweit des Wirthshauses im Schatten einer breitästigen Linde stand, zu setzen. Dies geschah, und bald durften sie sich mit frischer Milch und Butter laben. Als sie eine Weile der Ruhe gepflegt, und ihren Hunger und Durst gestillt hatten, bemerkte die Mutter zu ihrem großen Schrecken, daß ein drohendes Gewitter am Horizont heraufziehe, hoffte aber doch noch, ihren Plan ausführen und zu einem Bauer, der alle Jahre ihren Holzbedarf besorgte, und mit dem sie darüber zu sprechen hatte, gehen zu können, sie verließ mit den beiden Kindern eiligst das trauliche Plätzchen, und erreichte auch noch glücklich die Wohnung des Landmanns. Doch kaum waren sie in das Stübchen getreten, als man schon das ferne Rollen des Donners vernahm. Julchen schmiegte sich furchtsam an die Seite der Mutter, und sagte leise zu ihr: „Nicht wahr, liebes Mütterchen, wir bleiben hier so lange, bis das Gewitter vorüber ist, es könnte uns sonst der Blitz erschlagen.“ „Ich würde mich doch an deiner Stelle schämen, so furchtsam zu seyn; habe ich mein Lebtag nicht gehört, daß der Blitz Menschen erschlägt;“ tadelte sie vorschnell das muntere Brüderchen. „Wahrscheinlich hast du es

dann wieder vergessen," versetzte die Mutter, „denn daß dieser Fall leider schon oft eingetroffen ist, wirst du von mir selbst schon erfahren haben. Du Julchen bezwinge indessen deine übertriebene Furchtsamkeit und denke, daß uns alle die Hand des lieben Gottes beschützet, der das Leuchten der Blitze und das Rollen des Donners regiert, und sieh ein, wie erquickend das Gewitter für alle Gewächse ist; du selbst sagtest vorhin zu mir, wie sich doch alle Pflanzen nach einem Regen sehnen; nun ist er gekommen, dafür sey dankbar. Wirklich strömte jener in großen Tropfen herab, und Frau Linden nahm das freundliche Anerbieten der treuherzigen Bauersleute, bei ihnen das Gewitter abzuwarten, gerne an. August und Julchen knieten sich auf eine Bank an das kleine geöffnete Fenster und erfreuten sich der wohlthuenden Kühle. Bald aber zuckte wieder ein Blitz durch die schwarzen Wolken, ein furchtbarer Schlag folgte darauf, und Julchen sank fast bewußtlos in die Arme der Mutter. August zitterte vor Schrecken, bat aber dennoch dringend, zu der gegenüber stehenden Hütte eilen zu dürfen, in welche der Blitz eingeschlagen hatte. Die Mutter wollte dem mildthätigen Verlangen, den Unglücklichen beizustehen, das sich in dem Knaben regte, nicht

entgegenstreben, und gewährte ihm, wiewohl mit einiger Sorge, seine Bitte, gab ihn aber unter die Obhut jenes Bauern. Das Feuer wurde durch den Regen und schnelle Hülfe bald gelöscht, ohne daß es vielen Schaden angerichtet hätte. Desto nachtheiliger wirkte der plötzliche Schrecken auf die Bewohnerin des Hüttchens, die eine ehrwürdige Matrone war, und nun bewegungslos in ihrem Armstuhl saß. Bald erschien auch Frau Linden mit Julchen, und durch ihre Bemühungen erwachte die Alte aus ihrer Ohnmacht; sie reichte ihrer Wohlthäterin darauf ihre schwachen Hände, und dankte ihr unter Thränen für die ihr geleistete Hülfe. Dann blickte sie freundlich auf das Geschwisterpaar, das vor ihr kniete und sie mitleidig betrachtete. Nach und nach verlor sich die zur Rettung herbeigeeilte Menge. Julchen, ängstlich darüber, fragte: „ob denn jedermann die arme Frau verlasse, und sie die Nacht alleine zubringen müsse?“ Gerührt über diese Aeußerung, erhob sich die Alte, nahm aus einer Bibel zwei kleine gemalte Bilder, und gab sie August und Julchen mit den Worten: „dies ist alles, was ich euch zum Andenken an mich und aus Dankbarkeit für eure menschenfreundlichen Gesinnungen geben kann. Ich habe die Küpferchen einmal von einem braven und

frommen Mädchen empfangen und möchte sie, wenn ich vielleicht bald von dieser Welt scheide, in guten Händen wissen, daher ich sie in die eurigen lege. Die Kinder waren über diese Rede so ergriffen, daß sie laut weinten; Frau Linden aber nahm leise die Bilder aus ihrer Hand, und staunte nicht wenig, als sie auf der Rückseite derselben ihren sonstigen Familiennamen erblickte. Sie betrachtete das Mütterchen nochmals, und zwar mit einem forschenden Blick, fragte, wie sie heiße? und erkannte in der Alten ihre einstige Wärterin, unter deren treuer Pflege sie bis zu ihrem sechsten Jahre heranwuchs, die sich aber dann von ihr trennte, da ein neuer Wirkungskreis ihr winkte. Ihr Pflegekind, darüber tief betrübt, gab ihr damals beim Abschied jene beiden Bilder. Frau Linden theilte der guten Frau die gemachte Entdeckung mit, die unaussprechlich glücklich über das nicht geahnte Wiedersehen war. Die Zeit verstrich unter Erzählungen von der längern und kürzern Vergangenheit schnell und schon war die Nacht hereingebrochen. Herr Linden, welcher glaubte, der Regen habe den Weg ungangbar gemacht, ließ die Seinigen in einem Wagen holen, und seine Gattin bewog die Alte, einen Platz in diesem einzunehmen. Glücklich zu Hause angelangt, erzählte sie

dem ängstlich harrenden Gemahl das Vorgefallene und fand ihn zu ihrer Freude bereit, der Greisin seine Wohnung als Zufluchtsort für ihre letzten Lebenstage anzubieten. Es wurde ihr ein freundliches Zimmer mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet, in welchem sie ruhig und heiter ihr Lebensende erwartete. Julchen und August brachten jede müssige Stunde bei ihr zu und boten Alles auf, ihr die herzliche Anhänglichkeit, die sie für sie fühlten, mit der That zu beweisen.

Das gute Beispiel.

Otto und Röschen lebten auf einem Dörfchen unter der Aufsicht treusorgender Eltern. Herzlich waren sie sich einander zugethan, friedlich spielten sie zusammen, und genoßen gemeinschaftlich ihre Freuden. Jede Jahrszeit galt ihnen gleich, jede verging ihnen kaum bewußt. Kamen die trüben Wintertage — für sie brachten sie dennoch der Vergnügungen gar manche. Des Tages Stunden waren hauptsächlich dem Unterricht gewidmet, den sie theils gemeinschaftlich, theils einzeln erhielten. Während Otto bei dem Vater, (er war Ortsgeistlicher,

und sein Name Heilmann), über lateinische Aufgaben schwitzen mußte, saß Röschen, mit dem Strickstrumpf in der Hand, zu den Füßen der Mutter, oder lernte die Nähnadel führen, fertigte für den Vater oder Bruder eine leichte Stickerei, oder half jener bei irgend einem häuslichen Geschäft. Gab aber Pastor Heilmann allerlei hübsche Geschichten zum Besten, erzählte er von dem göttlichen Kinderfreunde, vom frommen Tobias, Joseph, David u. s. w., theilte er den Kleinen mancherlei von dem Erdball und dessen Bewohnern oder auch aus dem Reiche der Natur mit, lehrte er ihnen hübsche Sprüche und Gedichte, dann war Röschen eine aufmerksame Gefährtin ihres Bruders, so wie wenn sie kleine Briefe und Aufsätze schreiben mußten, oder wenn die Mutter sie im Zeichnen und nette Liederchen zu singen unterwies. Größtentheils hatten die Eltern an ihren Kindern fleißige Schüler, und diese genoßen dann um so fröhlicher die Feierstunden.

Auch hier waren sie stets friedlich, und theilten ihre Spiele. Brachte Röschen ihre Puppen, dann war Otto gleich mit seinem Wägelchen da, in dem er jene spatzieren fuhr, und nichts Seltenes war es, daß er dem Schwesterchen kochen half; noch geschäftiger war er in=

dessen jedesmal, begann die Zeit des Essens der herrlich zugerichteten Speisen. Spielte er aber mit seinen Soldaten, dann brachte das Mädchen ihre Zinnfiguren, baute ein Dorf, bekam Einquartierung, und ihre Landleute wohnten der am Schlusse vom Otto veranstalteten glänzenden Friedensfeier bei. Las der Knabe aus einem hübschen unterhaltenden Kinderbüchlein der Schwester etwas vor, so beschäftigte sich diese dabei, den Kleidervorrath ihrer Puppen zu vermehren oder zu verbessern. So vergingen die langen Winterabende und wieder sich neue Freuden versprechend, begrüßten die Kinder mit Jubel die wärmern Tage; dann ging es nach vollendeter Arbeit ins Freie, dann wurde Ball oder Reif geschlagen, die kleinen Beete, welche sie als Eigenthum besaßen, mit Sorgfalt gepflegt, ein schöner Kranz für Vater oder Mutter von mannigfaltigen Wiesenblümchen gewunden, oder mit den Eltern ein genußreicher Spatziergang unternommen. Auf einem solchen begegneten die Geschwister nun schon einigemal den Kindern des neuen Gutsherrn, der mit seiner Familie seit Kurzem den Landsitz bewohnte. Ludwig und Aurelie, wohl im gleichen Alter mit unsern lieben Pastors=Kinderchen, ließen es im Vorbeigehen nur mit einem leichten Gruß bewenden, ohne jene anzusprechen, welche zu schüchtern

waren, dies selbst zu wagen. Die vornehmen Dingerchen aber hatten von den Landkindern keine hohen Begriffe, hielten es nicht der Mühe werth, sich ihnen zu nähern, und doch fühlten sie das Bedürfniß eines geselligen Umgangs. Hier in Heinbach konnten sie nicht, wie sie es gewohnt waren, täglich Besuche ihres Gleichen annehmen oder geben, konnten kein Theater sehen, keine Concerte hören, keine Kinderbälle mitmachen, verstanden es nicht, sich gemeinschaftlich und friedlich mit irgend einem Spiel zu unterhalten, da sie meistentheils zweierlei Meinung waren, und keines nachgeben wollte, und hatten für sich alleine jedes bald satt; das weite Gehen machte sie müde; so wurde ihnen die Zeit unerträglich lang und selten sah man sie heiter, immer verdrüßlich.

Als sie nun an einem Sonntag Nachmittag wieder einmal die Langeweile plagte, beschlossen sie, ein wenig ins Dorf zu gehen, und unterwegs ergoßen sich ihre Klagen über ihre Verlassenheit von Neuem.

„Höre, Schwester!“ sagte Ludwig; „wenn es so fortgeht, hole ich mir am Ende doch des Pfarrers Sohn; wenn ich nur wüßte, daß er nicht ganz ungebildet wäre, allein ich fürchte, er versteht unsere Weise, uns zu unterhalten, nicht.“

„Das glaube ich auch," versetzte Aurelia; „wie kannst du nur denken, daß Kinder, welche Jahr aus, Jahr ein in dieser Einöde leben, sich mit uns gescheid vertragen können. Aber — horch! was hör ich? das kommt vom Pfarrhause."

Sie blieben stehen, denn wirklich von daher erscholl ein trefflicher Gesang, von lieblichen Kinderstimmen vorgetragen, welchen ein tiefer Baß, und das Spiel auf einem Fortepiano begleitete. „Ach, wie schön, wie herrlich!" flüsterten sich die Geschwister zu, und noch, als jener schon lange verstummt war, konnten sie sich nicht von dieser Stelle losmachen, sondern hefteten auf die mit mancherlei Blumenstöcken verzierten Fenster der Pastors-Wohnung ihre Blicke. Da kamen Otto und Röschen ins Gärtchen am Hause, bemerkten die Fremden, näherten sich ihnen bescheiden und grüßten sie freundlich. Bald war ein Gespräch zwischen den Kindern im Gange, und Ludwig und Aurelia nahmen die Einladung der von ihnen so oft Verschmähten, in ihren Garten zu kommen, gerne an, ließen sich zu den kleinen Beeten jener führen, erhielten von ihnen ein Sträuschen der niedlichsten Blümchen, und horchten aufmerksam, als ihnen Otto und Röschen mit herzlichem Geplauder

von ihren Spielen und Freuden vorerzählten. Endlich, nachdem sie sich ziemlich lange verweilt hatten, verabschiedeten sie sich von ihren neuen Bekannten, und kehrten nach Hause zurück.

Unterwegs begann Ludwig sogleich, sich über die neue Erfahrung folgendermaßen zu äußern: „Das hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt, daß wir hier so gute und freundliche Gespielen finden würden, ja ich muß es dir gestehen Aurelia, ich irrte mich sehr; — Otto und Röschen sind, obgleich sie nur auf dem Lande leben, in Allem uns weit voraus, und ich fürchte mich ganz, wenn der Herr Pfarrer, wie der Vater gestern sagte, unser Lehrer wird.“

„Wenn ich ihn aber gleich so lieb haben muß, wie seine Kinder, dann ist mirs nicht bange,“ fiel Aurelia ein. „Denn ach, wie gut sind sie!“ fuhr sie fort, „und wie schön war ihr Gesang; ich hätte weinen können, so wunderbar rührte er mich, und als sie uns so freundlich Alles zeigten — ja lieber Ludwig, da schämte ich mich, daß wir ein so hartes Urtheil über sie fällten, und recht gerne hätte ich meinen Fehler wieder gut gemacht.“

„Das können wir auch!“ nahm Ludwig schnell das Wort. „Wir erbitten uns von den Eltern die Erlaubniß,

die lieben Geschwister zu uns laden zu dürfen, und suchen ihnen recht viel Vergnügen zu bereiten."

„Das wollen wir, ja das wollen wir!" rief Aurelia freudig aus, und zog den Bruder eilig mit sich fort, um desto eher ihr Vorhaben ausführen zu können.

Die Eltern gewährten ihre Bitte, und als die kleinen Gäste erschienen, boten Ludwig und Aurelia Alles auf, um ihnen einen frohen Abend zu schaffen. In einem großen Korbwagen fuhren die Mädchen die herrlichen Puppen im Garten herum, oder kleideten sie in die verschiedenen Anzüge, welche Röschen nicht genug betrachten konnte, oder sie bereiteten ihnen verschiedene Speisen auf einem niedlichen Service von feinem Porzellain, während die Knaben, als stattliche Offiziere geschmückt, die männliche Dorfjugend versammelten, sie zu ihren Rekruten machten und als ihre Befehlshaber strenge Zucht hielten. Dazwischen kehrten sie bei den Mädchen ein, welche sie dann mit ihren Leckerbissen labten. Der Abend verging, man wußte nicht, wo er hingekommen war. So natürlich und das Leben in der Wirklichkeit so treu nachahmend hatte Aurelia noch nie gespielt, und mit einem so reichen Vorrath von Obst, Confekt, Kuchen und schönem Spielzeug Röschen noch

nie gekocht. Dies versicherten die beiden Mädchen sich am Schlusse, worauf der Vorsatz gefaßt wurde, sich von jetzt an recht oft zu besuchen. Auch die Knaben fanden sich recht gut zusammen, daher versammelten sich nun täglich, wenn die Feierstunde schlug, die beiden Geschwisterpaare zu schuldlosen Spielen, wobei sie bald ein inniges Freundschaftsband umschlang.

Ludwig und Aurelia lernten von ihren neuen Freunden die schönen Tugenden der Eintracht und der heitern Genügsamkeit, eigneten sich deren Lernbegierde, Fleiß und Aufmerksamkeit an, und erlangten unter der gründlichen und freundlichen Unterweisung des trefflichen Geistlichen viele, ihnen bisher mangelnde Kenntnisse.

Nun verstrich ihnen unter Arbeit und Spiel die Zeit pfeilschnell, und sie sehnten sich nicht mehr nach der Stadt; nein mit wahrem Schmerzgefühl trennten sie sich, als der Winter nahte, von ihrem ihnen jetzt so lieb gewordenen Heinbach und von ihren Freunden, und zählten, entfernt von ihnen, die Wochen und Monden bis zu der frohen Zeit, wo der Eltern Ausspruch ihnen das Glück der Wiedervereinigung verkündete.

Otto's und Röschens schönes Beispiel aber wirkte segnend fort auf Ludwig und Aurelien, und das vierblätterige Kleeblatt wetteiferte im Streben, gute und brauchbare Menschen zu werden.

Stadtbibliothek
Augsburg

In demselben Verlage sind nachstehende Schriften erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Anweisung, kurze, für Krämer und Handwerksleute, wie sie Buch und Rechnung führen sollen. Mit Formularen, 8. 6 gr. oder 27 kr.

Doppelmayr, W., Vorlegeblätter zum Baumzeichnen, 16 gr. oder 1 fl.

— — Vorlegeblätter zum Blumenzeichnen und Sticken, erste und zweite Abtheilung à 16 gr. oder 1 fl.

— — 32 Vorlegeblätter beim ersten Unterricht im Zeichnen,
1s Heft: geometrische Figuren enthaltend, zweite Auflage, in Futteral 9 gr. oder 36 kr.
2s Heft: Gebäude, zweite Auflage, 8. in Futteral, 9 gr. oder 36 kr.
3s Heft: Landschaften, zweite Auflage, 8. in Futteral 12 gr. oder 48 kr.

Erzählungen, rührende, aus der Thierwelt, dritte Auflage, mit Kupfern, 8. gebunden 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Fraktur-Alphabete und Ziffern, lithographirte, zum Behufe des Lesenlernens der Kinder. Fol.
Ein Exemplar 1½ gr. oder 6 kr.
Drei Exemplare zusammen 4 gr. oder 15 kr.

Friederich, G., Gedichte für Jäger und Jagdliebhaber, 12. broch. 8 gr. oder 36 kr.

Fuchs, K., eine christliche Gebetswoche, 12. geheftet, 1½ gr. oder 6 kr.

Fuchsberger, Rosa von Tannenburg. Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, 12. 5 gr. oder 21 kr.

Hans, J., Studien für den Unterricht im Zeichnen und Malen, in 36 lithographirten Blättern bestehend, 8 gr. oder 36 kr.

Meynier, J. H., Fortuna, oder merkwürdige Reisebegebenheiten zu Wasser und zu Lande. Ein Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend, zweite Auflage, mit Kupfern, 8. geb. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Nelk, Th., der Papagei. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, mit einem Titelkupfer, dritte Auflage, 12. gebunden 3 gr. oder 12 kr.

— — die Aepfel. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, mit einem Titelkupfer, zweite Auflage, 12. gebunden 3 gr. oder 12 kr.

— — der Staar. Eine neue Erzählung für Eltern und Kinder, mit einem Titelkupfer, zweite Auflage, 12. gebunden 4 gr. oder 15 kr.

Pöhlmanns, Dr. J. P., belehrende Unterhaltungen für Kinder, die ihre Mußestunden gern nützlich anwenden, in drei Abtheilungen, mit illuminirten Kupfern, 8. gebunden 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Reinhold, C., das Dämmerungsstündchen, oder Erklärungen mehrerer bekannten Sprichwörter in unterhaltenden Geschichtchen, 12. mit Kupfern, sauber gebunden 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Schäfer, C., die Familie Linden, oder Blicke in das Leben guter Kinder. Ein religiöses Bildungsbuch für die denkende christliche Jugend, 8. 1 Rthlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Schüelein, K., Chiron, der angenehme Erzähler. Ein Unterhaltungsbuch für die wißbegierige Jugend, zweite Auflage, 8. 8 gr. oder 36 kr.

L. D.

Reinhold

B 2445 c

NÖRDLINGEN.

C. H. Beck'sche Buchhandlung.

1836.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinhold, Caroline

Die Herbstabende der Familie Bernhold

Nördlingen [ca. 1832]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5556
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261466-2